# autoren PATEN schaften

Nr.22

# Autorenpatenschaften

# Nr. 22

Für den Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.
im Rahmen des Projektes „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

herausgegeben von
**Sascha Pranschke** und **Jürgen Jankofsky**

mitteldeutscher verlag

## Zum Geleit

Als Initiative im Rahmen des Programms „Kultur macht stark“ des Bundesministeriums für Bildung und Forschung gründete der Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise deutschlandweit lokale „Bündnisse für Bildung“, die „Autorenpatenschaften“ organisieren: Professionelle Kinder- und Jugendbuchautoren führen acht- bis 18-Jährige, denen ein Zugang zum Lesen und zur Literatur fehlte, an das Lesen und Schreiben literarischer Texte heran. Heranwachsende entdecken mit Hilfe von professionell Schreibenden neue Ausdrucksformen und erschließen sich einen neuen Erfahrungshorizont.

Vor allem bei Autorenbegegnungen und in Schreibwerkstätten entwickeln die Teilnehmer/-innen eigene Texte, welche unter Anleitung der Autoren/-innen in einem intensiven Entstehungs- und Wandlungsprozess diskutiert, bearbeitet und vorgetragen werden.

Für die hier dokumentierte „Autorenpatenschaft“ im Bundesland Nordrhein-Westfalen schlossen der Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e.V., die Auf Carl gGmbH (Zeche Carl), die Emschergenossenschaft und der Friedrich-Bödecker-Kreis Nordrhein-Westfalen e.V. ein lokales Bündnis.

Als Autorenpate wirkte vom Januar bis Dezember 2016 Sascha Pranschke. Als Koordinatorin vor Ort fungierte Dr. Sarah Meyer-Dietrich, die Geschäftsführerin des Friedrich-Bödecker-Kreises Nordrhein-Westfalen e.V.

Am Ende einer jeder Autorenpatenschaft gibt schließlich eine Publikation vielseitige und vielfältige Einblicke in das jeweilige, gemeinsame Projektjahr - nicht zuletzt, um zur Weiterführung und Nachahmung anzuregen.

**Jürgen Jankofsky**
Stellv. Bundesvorsitzender der Friedrich-Bödecker-Kreise

**Feenblut**

*Eine Erzählung von*

Zalmai Ahmadzai (17)

Moutasm Alunis (18)

Yousif Arsalan (13)

Philip Bata (14)

Anna Leonie Becker (16)

Abdallaah Benodi (12)

Svenja Buttler (17)

Serdar Büyülzgezirci (14)

Megi Demce (16)

Andrit Hashani (15)

Dustin Heye (18)

Munir Kamali (16)

Weronika Kapala (18)

Danyal Kartal (14)

Oliwia Lichwa (15)

Wiktoria Niedzwiecka (15)

Bogdan Panchenko (18)

Melina Pfister (13)

Hila Pourmardani (17)

Julia Radacz (15)

Raika Raihani (16)

Ali Ranf (18)

Leon Schuster (19)

Sathurya Tavayogarajah (18)

Habib Ahmed Yildiz (16)

## Vorwort

Können 25 Jugendliche gemeinsam eine Erzählung schreiben? Und ob! Den Beweis findet man auf diesen Seiten. Im Rahmen der Autorenpatenschaften des Friedrich-Bödecker-Kreises hatte ich das Vergnügungen, über mehrere Monate in der Essener Zeche Carl mit Jugendlichen an diesem Buch zu arbeiten.
Eine Geschichte über Essen und das Ruhrgebiet sollte es werden, die Region also, in der die AutorInnen leben. Aber anstatt alte Ruhrpott-Klischees aufzuwärmen, wollten wir einen Blick in die Zukunft werfen. 2017 trägt Essen den Titel „Grüne Hauptstadt Europas". Das ist nicht zuletzt dem naturnahen Umbau der Emscher und ihrer Zuflüsse zu verdanken, des Flusses, der über hundert Jahre dem Ruhrgebiet als oberirdischer Abwasserkanal diente.
Wir fragten uns: Was wäre, wenn die Renaturierung des Emschersystems nur der Anfang einer beispielhaften ökologischen Weiterentwicklung des Ruhrgebiets wäre? Was wäre, wenn in 50 Jahren Gäste aus aller Welt zu einem Kongress nach Essen kämen, um von den Menschen hier zu lernen, wie auch ihre Umwelt gerettet werden kann?
Als Werkstattleiter war ich beeindruckt von der Ideenvielfalt der TeilnehmerInnen. Mit kreativer Leichtigkeit entwickelten sie gemeinsam eine Geschichte, die von originellen Figuren, spannenden Konflikten und einem hohen Bewusstsein von den Besonderheiten unserer Region lebt – und das, obwohl ein großer Teil der Jugendlichen selbst erst vor kurzem hier eine

neue Heimat gefunden hat. Bald war klar, dass die Seiten dieses Buches für die umfangreichen Ideen der AutorInnen nicht ausreichen würden. Um zu erzählen, was ihnen wichtig ist, arbeiten die Jugendlichen weiterhin an ihrer Geschichte, von der wir hier nur einen Teil veröffentlichen.
Dieses Projekt wäre nicht möglich gewesen ohne Dr. Sarah Meyer-Dietrich (Friedrich-Bödecker-Kreis NRW e.V.), Prof. Dr. Martina Oldengott (Emschergenossenschaft), Bernd Alles (Zeche Carl), Julia Leibold (UNESCO-Schule Essen) sowie Samia Moussa und Benjamin Bäder (Ehrenamtler), denen ich für ihre Unterstützung nicht genug danken kann.
Freuen Sie sich jetzt auf eine rasante Erzählung aus dem Ruhrgebiet des Jahres 2067 – wo Menschen mit Feen und Elfen zusammenleben, wo Wissenschaftler sich zwischen Forscherdrang und Verantwortung entscheiden müssen und wo sogar Außerirdische Ideen für die Rettung ihres eigenen Planeten sammeln.

Sascha Pranschke

## 1 Jacob

*Anna Leonie Becker*

Jacob schaute in den Flexiglas-Spiegel, bevor er das Büro betrat. Er sah gut aus mit dem neuen Anzug und der kleinen Fliege. Bist du nicht doch ein bisschen overdressed?, meldete sich sein Unterbewusstsein zu Wort. Jacob hielt kurz in der Bewegung inne und warf erneut einen prüfenden Blick in den Spiegel.
„Nein", murmelte er nach kurzem Nachdenken. Dann öffnete er die Tür zum Labor und trat ein. Kühle Luft strömte ihm entgegen. Jacob trat an einen Kasten, der in der Mitte des Labors platziert war. Man hätte meinen können, es sei ein Glaskasten. Doch genau wie der Spiegel war auch dieser Kasten aus Flexiglas.
„Na, mein Kleiner, wie geht es dir? Oh, ich sehe, du warst hungrig heute Morgen."
Er sprach mit einem kleinen Affen, der in dem Kasten saß. Während er sprach, füllte er neues Futter in eine Schale, die er dann durch eine Klappe in den Kasten schob.
Es waren noch knapp zwei Stunden bis zum Anfang des Kongresses. Jacob ließ sich mit einem tiefen Seufzer auf einem Stuhl nieder. Eigentlich wollte er ja nur auf den Kongress, um den Vortrag seines Freundes Lukas zu hören. Er ließ seinen Blick durchs Labor schweifen.
Jacob hatte es so weit gebracht. Hatte ein Medikament entwickelt, das ein echter Alleskönner war. Das Krankheiten heilte. Vielleicht sogar unsterblich machte. Und doch hatte

Lukas es noch weiter gebracht als er. Lukas war bekannt. Genoss hohes Ansehen. Hielt jede Menge Vorträge. Und er? Gut, um das Medikament überhaupt entwickeln zu können, hatte er Lukas gebraucht. Lukas – und Lucy. Aber vor allem Lukas. Und es hatte lange gedauert, bis Lukas sich endlich dazu bereit erklärt hatte, an der Entwicklung des Medikaments mitzuwirken. Natürlich hatte Jacob davor auch schon alleine daran gearbeitet. Aber erst mit Lukas' Hilfe war es wirklich vorangegangen. Lukas, immer Lukas, dachte Jacob.

Ja, Lukas war sein bester Freund. Und Jacob wusste das auch zu schätzen. Aber insgeheim war Jacob immer ein bisschen eifersüchtig auf ihn gewesen. Professor Doktor Lukas Pottgießer. Überall bekannt, überaus schlau und stets erfolgreich. Und er, Jacob Bräuer, ein Niemand. Keine Vorträge. Und der Erfolg blieb, zumindest in den meisten Fällen, auch aus. Damit hätte Jacob ja leben können, wenn es wenigstens in der Liebe erfolgreicher für ihn gelaufen wäre.

„Nikki ...", seufzte Jacob. Er war als junger Mann in das gleiche Mädchen wie Lukas verliebt gewesen. Und auch wenn es eine kurze Zeit so ausgesehen hatte, als ob Jacob echte Chancen bei Nikki hätte, hatte sie am Ende doch Lukas ihm vorgezogen.

Die beiden hatten geheiratet und einen Sohn bekommen. Und dann war Nikki viel zu früh gestorben. Das war ein Schlag für Lukas gewesen. Natürlich. Aber immerhin hatte Lukas viele schöne Jahre mit Nikki gehabt. Für den gemeinsamen Sohn war Lukas auch nach Nikkis Tod stark

geblieben. Doch als der Sohn, dessen Frau und Tate, Lukas' Enkel, vor einigen Jahren einen schweren Unfall hatten, der Sohn und seine Frau starben und Tate querschnittsgelähmt blieb, war Lukas in ein tiefes Loch gefallen. Jacob hatte ihn nur schwer wieder aufbauen können.
Immerhin etwas Gutes hatte Lukas' Trauer gehabt: Er hatte sich in die Arbeit gestürzt und Flexiglas erfunden. Einen organischen Glasersatz, der flexibel auf Druck reagierte, bei Bedarf durchlässig für Luft und Wasser war und Plastik größtenteils überflüssig gemacht hatte. Das Material eignete sich für viele Zwecke.
Und noch wichtiger für Jacob: Lukas hatte ihm bei der Entwicklung von *Vitam Aeternam* geholfen.
Jacob tippte auf den Spiegel. Sofort switchte das Flexiglas-Display zu einem Schreibprogramm um. Er schaute auf die Uhr. Noch immer eineinhalb Stunden bis zum Kongressbeginn. Jacob schob alle Gedanken an Lukas und Nikki beiseite und fing an, an seinem Artikel weiterzuarbeiten, der in der nächsten Ausgabe des Magazins *Nature-Online* veröffentlicht werden sollte. Es ging darin um *Vitam Aeternam*, das Medikament, das er entwickelt hatte. Das er und Lukas entwickelt hatten, korrigierte Jacob sich in Gedanken.
Jacob hoffte, dass der Artikel Anklang finden und er selbst mit dem Medikament bekannt werden würde. Jacob Bräuer, Erfinder des Wundermittels, Retter der Menschheit, sagte eine Stimme in seinem Kopf.
Ein Lächeln zeichnete sich auf Jacobs Gesicht ab. Vielleicht klappt es ja dieses Mal mit dem Erfolg, dachte er. Seine letzte

Chance, es doch noch zu Ruhm zu bringen. Schließlich ging er steil auf Mitte siebzig zu. Aber dank *Vitam Aeternam* würde Alter schon bald keine Rolle mehr spielen. Menschen würden unsterblich werden. Wie Feen und Elfen, die seit Jahrhunderten die Flussläufe hier im Ruhrgebiet bevölkerten. Wie Lucy. Und Amalia ... Schnell vertiefte Jacob sich wieder in seine Arbeit.

## 2 Lukas

*Weronika Kapala*

Sieben Uhr morgens … Das Armband, das Lukas trägt, vibriert. Jeden Tag um die gleiche Zeit. Seit so vielen Jahren schon. Lukas ist Professor an der Universität Essen. Er mag seinen Job. Als Jugendlicher, als er so alt war, wie sein Enkel Tate jetzt, wusste er nicht, was er mit seinem Leben anfangen sollte. Heute, mit Mitte siebzig, braucht er sich keine Sorgen zu machen. Nicht um Geld und nicht um den Job. Dabei war es nie sein Ziel, reich und berühmt zu sein. Ganz anders als Jacob, mit dem Lukas schon seit der Kindheit befreundet ist. Lukas hat seine Arbeit immer nur aus Leidenschaft gemacht. Deshalb arbeitet er auch jetzt noch, obwohl er längst in Rente hätte gehen können. Und vielleicht, wenn er ganz ehrlich zu sich ist, hat er auch Angst, mit dem Arbeiten aufzuhören. Als seine Frau Nikki starb, vergrub sich Lukas in Arbeit. Und seit sein Sohn und dessen Frau bei einem Autounfall ums Leben gekommen

sind, ist Tate sein einziger wirklicher Lichtblick. Vielleicht, denkt Lukas, habe ich auch einfach Angst vor der Stille, die eintritt, wenn ich aufhöre zu arbeiten.
Wenig später sitzen Lukas und Tate in der Küche.
Das Frühstück ist Lukas heilig. Vielleicht, weil Nikki das gemeinsame Frühstücken immer so viel bedeutet hat.
Sie frühstücken fast jeden Tag zusammen. Seit Tate nach dem Unfalltod seiner Eltern zu Lukas gezogen ist. Seitdem er im Rollstuhl sitzt. Ganz allein könnte er nicht für sich sorgen.
Tate deutet auf Lukas' Notizen, die auf dem Tisch liegen. „Ist der Vortrag heute nicht eine große Herausforderung für dich?"
„Nein." Lukas schüttelt den Kopf. „Ich freue mich über die Chance, der Welt Essen und das Ruhrgebiet zu präsentieren. Ich bin stolz darauf, was sich hier in den letzten Jahren getan hat. Als ich in deinem Alter war, sah es hier noch ganz anders aus ..."
„Ich weiß", unterbricht Tate seinen Großvater. „Aber manche Entwicklungen kommen auch für mich zu spät. Hätte es die Flexiglaswände als Straßenbegrenzungen schon eher gegeben, wäre der Unfall ..."
Ein kleines bisschen zu heftig stellt Lukas die Kaffeekanne auf den Tisch. „Ach Tate, nicht schon wieder dieses Thema! Du weißt, wie sehr ich mir wünsche, ich hätte Flexiglas eher erfunden. Aber bei dem Kongress geht es um viel mehr. Du kennst doch die Bilder aus meiner Kindheit, Anfang des Jahrtausends. Aber jetzt sieh dich um! Heute sieht das Ruhrgebiet wieder richtig schön aus! Der ökologische Fortschritt, den wir in den letzten fünfzig Jahren gemacht

haben, ist riesig. Und darüber wollen die Gäste des Kongresses etwas von uns lernen."
„Ich weiß, Opa", sagt Tate und nimmt einen Schluck von seinem Kaffee. „Wo gibt es heute noch so saubere Luft wie hier? Um unsere renaturierten Gewässer beneidet uns die ganze industrialisierte Welt. Deine Flexiglaswände sorgen für mehr Sicherheit im Straßenverkehr und verringern außerdem den Straßenlärm."
„Ja, genau", bestätigt Lukas seinen Enkel. „Siehst du, Tate. Meinen Sohn habe ich nicht schützen können. Aber es geht hier um die gesamte Menschheit. Es ist wichtig, sich für die Umwelt zu engagieren. Deshalb müssen wir jetzt auch langsam los. Komm, trink deinen Kaffee aus, Tate! Sonst kommen wir noch zu spät zum Kongress."
„Lukas", sagt Tate und schiebt seinen Rollstuhl nervös einige Zentimeter vor und zurück, immer wieder vor und zurück. „Ich hab noch eine Frage ..."
„Ja?" Lukas blickt Tate erwartungsvoll an.
„Dieses Medikament, an dem du mit Jacob forschst ...", setzt Tate an.
Doch Lukas schneidet ihm das Wort ab: „... war ein Reinfall! Wir haben die Forschung eingestellt." Lukas fühlt sich unwohl dabei, seinen Enkel zu belügen. Aber er tut es ja nur zu Tates Wohl ...

## 3 Lukas

*Ali Ranf*

Während Lukas im Badezimmer vor dem Spiegel steht, um sich vor der Abfahrt noch einmal die Haare zu kämmen, muss er wieder an Tate und das Medikament denken. Er weiß, wie viel Hoffnung Tate in *Vitam Aeternam* gesetzt hat. Lukas erinnert sich an das Gespräch, das er dazu erst vor ein paar Tagen mit Jacob hatte.
„Sag erst einmal nichts und hör nur zu", hatte Jacob gesagt. „Ich habe einen Vorschlag. Ich glaube, wir sind so weit, dass wir Tate mit *Vitam Aeternam* behandeln können. Er wünscht sich doch so sehr, endlich wieder laufen ..."
Lukas war ihm ins Wort gefallen: „Nein, auf keinen Fall! Das Risiko ist immer noch zu groß."
„Ich kenne das Risiko besser als du", hatte Jacob versucht, ihn zu überzeugen. „Er würde die Behandlung ja unter unserer strengen Aufsicht beginnen. Ich würde das doch nicht vorschlagen, wenn ..."
Wieder hatte Lukas Jacob unterbrochen: „Hältst du mich für dumm? Dir geht es doch nur darum, das Medikament endlich an einem Menschen auszuprobieren!"
Lukas war sehr sauer gewesen. Ja, er wusste, dass Jacob Tate selbst fast wie einen Enkelsohn liebte. Aber er wusste auch, wie groß Jacobs Forscherdrang war. Größer vielleicht als die Liebe zu einem Menschen, der ihm nahe stand. Lukas hatte das nie verstehen können. Aber selbst wenn es Jacob dieses Mal nur um Tate und nicht um das Medikament ging, auf

keinen Fall sollte es Tate sein, an dem das Medikament getestet wurde.
Jacob hatte noch versucht, Lukas zu beruhigen. Hatte ihm beschrieben, was es für Tates Leben bedeuten würde, wenn er wieder laufen könnte und den Rollstuhl nicht mehr bräuchte. Aber Lukas war hart geblieben: „Nein, ich will es nicht! Tate ist die einzige Familie, die mir geblieben ist. Er ist mein Leben. Ich werde nicht riskieren, ihn zu verlieren. Schlag dir diese Idee aus dem Kopf! Ich will nichts mehr davon hören."
Jacob hatte daraufhin nichts mehr gesagt. Nur gelächelt. So gelächelt, als wollte er sagen: Du wirst es schon auch noch einsehen.

## 4 Victor

*Megi Demce*

Am Morgen des Kongresses werde ich wach von einem schlechten Traum. Seit ich mit Annie zusammen bin, habe ich diesen Traum immer wieder.
Annie und ich liegen auf einer Wiese an der Emscher. Wir schauen uns tief in die Augen. Annie sieht so schön aus, dass ich den Blick gar nicht abwenden kann. Plötzlich steht sie auf und läuft zum Wasser, um sich darin anzuschauen wie in einem Spiegel. Ich laufe zu ihr. Doch wenn ich mich neben sie stelle und meine Reflexion neben der ihren im Wasser betrachte, sehe ich einen alten Mann.

An dieser Stelle wache ich immer auf. Nie kann ich den Traum weiter sehen. Dieser Gedanke, dass ich immer älter werde, während Annie ewig jung bleiben wird, macht mich einfach fertig.
Aber so ist es nun einmal: Annie ist eine Fee. Und Feen bleiben für immer jung.
Trotzdem will ich mein Leben mit ihr verbringen. Ich plane sogar schon den Heiratsantrag. Male mir aus, wie ich sie fragen werde: Annie, willst du mich, Victor Juan Fernández, heiraten?
Dafür muss ich aber erst noch meinen Eltern erzählen, dass ich eine Freundin habe. Seit meine Schwester Victoria vor zwei Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen ist, haben meine Eltern sich sehr zurückgezogen aus dieser Welt. Sonst hätte ich schon längst mit ihnen über Annie gesprochen.
Natürlich bin ich auch immer noch traurig über Victorias Tod, aber es ist wichtig, dass wir unser Leben weiterleben. Das hätte Victoria auch gewollt.
Schon allein für meine kleine Schwester Lucia. Sie ist acht Jahre alt und wartet jeden Morgen darauf, dass ich sie auf dem Weg zur Grundschule begleite. Manche finden ihre jüngeren Geschwister ja lästig und verbringen nicht gern Zeit mit ihnen. Bei mir ist es das Gegenteil. Lucia ist zwar erst acht. Aber sie ist für mich der wichtigste Mensch auf der Welt. Erst recht, seit Victoria tot ist.
Als Victor die Küche betrat, saß der Rest der Familie schon am Tisch.

Victor bekam beim Frühstück keinen Bissen herunter. So aufgeregt war er über das, was er seinen Eltern sagen wollte. Nur Lucia bemerkte, dass Victor anscheinend keine Lust zu frühstücken hatte. „Machst du Diät?“, fragte sie den großen Bruder grinsend.
Jetzt musterte auch Victors Vater seinen Sohn neugierig.
„Ich muss euch etwas Wichtiges sagen“, sprudelte es nun aus Victor heraus. „Ich habe mich in ein Mädchen verliebt. Ich will sie heiraten. Sie ist ... eine Fee.“
Maria schaute ihren Sohn mit gerunzelter Stirn an. So als ob sie sagen wollte: Wie kannst du uns so etwas antun? Aber sie schwieg und blickte zu ihrem Mann.
„Mein Sohn“, setzte der an. „Du hast dich also verliebt. Es ist eine frische Liebe. Ich bin sicher, du wirst sie im Laufe der Zeit vergessen ...“
„Nein!“, rief Victor. „Ich werde sie nicht vergessen! Ihr kennt sie doch gar nicht!“
Die friedliche Stimmung am Tisch war umgeschlagen. Lucia, die wahrscheinlich gar nicht verstand, was da passierte, blickte mit vollem Mund verwundert von einem Fernández zum anderen.
„Feen sind böse, Victor“, sagte der Vater. „Wie Hexen. Wenn du dich mit einer Fee einlässt, wird sie dich eines Tages verlassen. Weil du alt und unattraktiv wirst, während sie jung und schön bleibt. Sie wird einen anderen Mann finden und dich verlassen. Willst du, dass so etwas passiert?“
Victor konnte seinem Vater nicht in die Augen schauen. Was hatte er seinen Argumenten schon entgegenzusetzen?

Der Vater hatte doch genau die Angst ausgesprochen, die Victor ohnehin fast jede Nacht aus dem Schlaf riss. Statt einer Antwort stand Victor rückartig vom Tisch auf und verließ die Küche. Viel zu früh für seine Verabredung mit Annie ging er aus dem Haus.
Annie würde ihn nicht verlassen, redete er sich ein, selbst wenn er alt wäre. Sie würde ganz bestimmt zu ihm stehen, trotz der Vorbehalte ihrer Mutter Amalia, die gar nicht glücklich über Annies Entscheidung war, mit einem Menschen zusammen zu sein.
Nein, er würde sich nicht unterkriegen lassen. Er würde seinen Vater überzeugen und ihn dazu bringen, seine Liebe zu Annie zu akzeptieren. So wie Annie ihre Mutter Amalia überzeugt hatte. Er würde nur etwas Zeit brauchen. Musste Geduld haben.
Noch ein paar Minuten, dann würde Annie auftauchen.

## 5 Annie

*Megi Demce*

Ich kam etwas eher als Lucy an der Berne an. Als Lucy auftauchte, konnte ich schon von weitem ihr Lächeln sehen. Sie trug ihr Haar in zwei langen, geflochtenen Zöpfen und ihre Augen waren so grün wie Weintrauben. Wir begrüßten uns mit einer Umarmung. Lucy ist viel herzlicher als meine Mutter, der es schwer fällt, andere in den Arm zu nehmen.

Wir setzten uns auf eine Bank direkt am Fluss und Lucy packte aus, was sie zum Frühstücken in einem Strohkorb mitgebracht hatte. Vor allem Früchte. Auch Weintrauben, die gut zu Lucys Augen passten. Weintrauben, die hier im Emschergebiet wie so viele andere Früchte wuchsen. Lucy hatte mir erzählt, dass das nicht immer so gewesen war. Ich konnte mir das gar nicht vorstellen. Ich ließ meinen Blick über die mit Weinreben bewachsenen Halden streifen.
„Ich mag es so sehr, hierher zu kommen. Dieser Fluss und diese Halden machen diesen Ort zu so einer malerischen Landschaft ..."
„Ja, Annie", sagte Lucy. „Aber vor fünfzig Jahren sah es hier noch nicht so aus."
„Ich weiß doch, Lucy", entgegnete ich.
„Früher haben die Menschen den Fluss verschmutzt", fuhr Lucy fort.
Ich seufzte: „Lucy, du klingst schon fast wie Mama, wenn du so über die Menschen herziehst."
„Na ja", sagte Lucy. „Sie hasst die Menschen ja nicht ohne Grund. Auch wenn sie sicherlich etwas übertreibt. Die Menschen haben ihre Fehler ja mehr als wieder gut gemacht."
„Ich wünschte, das könnte ich ihr begreiflich machen", flüsterte ich und presste dann die Lippen zusammen. Ich spürte wieder den Kummer und die Angst von heute Nacht in mir aufsteigen. Ich wünschte so sehr, Victor wäre ein Elf und kein Mensch. Dann wäre ich nicht in so einer schwierigen Situation.

Lucy schaute mich aufmerksam an.
„Lucy, ich weiß nicht, wie du auf das, was ich dir zu erzählen habe, reagieren wirst. Aber es ist nun mal geschehen und ich kann nichts dagegen machen."
„Du kannst mir alles sagen, Annie."
Und dann nahm ich all meinen Mut zusammen und sagte: „Ich habe mich in einen Menschen verliebt." Ich fühlte, wie mir das Rot in die Wangen stieg. Am liebsten wäre ich im Erdboden versunken.
Lucy schwieg und blickte in das tiefe Emschertal zwischen den zahlreichen Halden
Ich bereute schon, Lucy überhaupt etwas verraten zu haben, da sagte sie: „Weiß deine Mutter davon?"
Ich nickte. „Ich hab es ihr erzählt. Sie war ziemlich sauer. Wollte ihn gar nicht erst kennenlernen." Weil Lucy mich so verständnisvoll anschaute, sprudelten meine Worte immer weiter wie Wasser aus einer Quelle. „Mama will, dass ich mich nicht mehr mit ihm treffe. Also habe ich behauptet, ich hätte mich von ihm getrennt. Aber das war gelogen, Lucy! Ich treffe mich heimlich weiter mit ihm."
„Ach, Annie", sagte Lucy. „Ich kann dich doch verstehen. Sogar ich war früher mal verliebt in einen Menschen."
Erstaunt blickte ich Lucy an, konnte meinen Ohren kaum trauen. „Du?"
Lucy lächelte. „Er hieß Felix und war sehr mit der Emscher verbunden. Nur liebte er leider nicht mich, sondern eine andere."
„Das tut mir leid", flüsterte ich.

„Das muss es nicht“, sagte Lucy. „Ich hab nur wenig später Raphael kennengelernt. Und du weißt ja, wie glücklich ich mit ihm bin.“ Sie strahlte mich an.
„Also meinst du genau wie Mama, dass ich mir lieber einen Elf suchen sollte“, sagte ich leise.
„Nein.“ Lucy schüttelte den Kopf. „Wenn es wirklich Liebe ist und wenn er dich genauso liebt wie du ihn, dann muss deine Mutter das auch verstehen. Mach dir keine Sorgen. Wir kriegen das schon hin.“
Erleichtert fiel ich Lucy um den Hals und umarmte sie fest. Plötzlich löste sich Lucy aus meiner Umarmung und sah besorgt aus. „Aber er weiß doch, dass du eine Fee bist?“
„Natürlich“, ich lachte. „Auch wenn meine Flügel nicht die größten sind, könnte ich auf Dauer wohl kaum vor ihm verbergen, dass ich eine Fee bin.“
Erleichtert sagte Lucy: „Aber klar doch, die Flügel! Du darfst nicht vergessen, Annie, dass es eine Zeit gab, lange vor deiner Geburt, da hatten wir Feen keine Flügel. Weil die Menschen die Emscher und ihre Nebenflüsse so verschmutzt hatten, haben wir unsere Flügel und unsere Kraft verloren. Als ich damals Felix kennenlernte, wusste er nicht, dass ich eine Fee bin. Und ich konnte es ganz gut vor ihm verbergen. Das war zu einer Zeit, als die Menschen noch keine Ahnung hatten, dass es uns wirklich gab. Und dass manche von uns unerkannt unter ihnen lebten.“
„Aber als die Flüsse wieder sauber waren und den Feen und Elfen wieder Flügel wuchsen, mussten selbst die Menschen einsehen, dass es uns gab“, ergänzte ich. Auch das war lange

vor meiner Geburt gewesen. Aber ich hatte oft davon gehört.
„Und wie geht er damit um, dass du eine Fee bist“, fragte Lucy.
„Es scheint kein Problem für ihn zu sein“, erklärte ich. „Die Menschen scheinen weniger Probleme mit den Feen und Elfen zu haben als umgekehrt. Klar gibt es Menschen, die Feen nicht mögen. Aber Victor ist nicht so. Du musst ihn unbedingt kennenlernen, Lucy!“
„Ja“, sagte Lucy. „Ich kann es kaum erwarten. Ich bin schon ganz neugierig auf deinen Victor.“
In dem Moment gab es einen lauten Krach. So als ob in der Nähe irgendetwas Großes mit viel Wucht auf dem Boden aufgeprallt wäre.
Lucy und ich schauten uns erschrocken an.
„Ob das wohl etwas mit dem Kongress auf Zollverein zu tun hat?“, fragte Lucy.
„Der Kongress!“, rief ich erschrocken aus. „Ich komm bestimmt zu spät zu meiner Verabredung mit Victor!“
Ich hatte im Gespräch mit Lucy die Zeit ganz vergessen.
„Ich muss los!“
Lucy umarmte mich zum Abschied. „Und ich werde mal sehen, woher dieser Krach kam. Vielleicht braucht jemand Hilfe.“ Typisch Lucy. Als Heilerin war sie immerzu besorgt um alle.
Schnell machte ich mich auf den Weg zu Victor. Jetzt, wo ich wusste, dass Lucy auf meiner Seite stand und mich unterstützen würde, konnte ich es kaum erwarten, ihn zu sehen.

## 6 Scoop

*Philip Bata und Serdar Büyülzgezirci*

Als Scoop, der Umweltminister des Planeten Turan, mit seinem Raumschiff unser Sonnensystem erreichte, wusste er zunächst nicht, welchen Planeten er ansteuern sollte. Ihm würde nicht viel Zeit bleiben, um eine Auswahl zu treffen. Das sagte ihm das laute Hämmern an die Cockpittür. So stabil die Tür auch war, ewig würde sie nicht den Attacken seines Verfolgers Nock standhalten.
Unruhig ließ Scoop den Blick durch die Dunkelheit jenseits des Cockpitfensters schweifen. Da entdeckte er einen Planeten, der im Weltall schon aus der Ferne grün und blau leuchtete. Diesen Planeten erkannte er sofort. Auch wenn er ihn bisher immer nur auf Bildern und in Filmen gesehen hatte.
„Die Erde", sagte Scoop laut.
In dem Moment flog die Tür auf, ein Alarm ging los und das Cockpit füllte sich mit rotem Licht.
„So treffen wir uns wieder", sagte Nock mit tiefer Stimme, die Scoop eine Gänsehaut bereitete. Blitzschnell schaltete Scoop auf Autopilot Richtung Erde und drehte sich zu Nock um, der in der Tür stand. Die spitzen Ohren und die große Gestalt jagten Scoop Angst ein. Nocks Augen funkelten rot im Licht der Alarmleuchten. Langsam kam er auf Scoop zu und holte zum Schlag aus. Schnell klonte Scoop sich, um Nock von beiden Seiten gleichzeitig anzugreifen.
Das verwirrte Nock. Scoop nutzte die Verwirrung seines

Angreifers, um ihm einen harten Faustschlag ins Gesicht zu verpassen, der ihn niederknien ließ.
Doch richtig viel schien der Faustschlag Nock nicht ausgemacht zu haben. „Es ist Zeit zu sterben!“, schrie er und wollte sich auf Scoop stürzen. Der wich zurück, stieß gegen das Schaltpult und deaktivierte dabei, ohne es zu bemerken, den Autopiloten.
Wieder holte Scoop zum Schlag aus. Aber dieses Mal verfehlte er Nock, der eine Waffe aus der Jacke zog. In dem Moment setzte der Autopilot aus. Das Raumschiff stürzte ab. Der Aufprall auf der Erde erreichte, was Scoop nicht geschafft hatte: Nock stieß mit einem lauten Knall gegen die Wand des Cockpits und ging K.O.

## 7 Scoop

*Yousif Arsalan, Munir Kamali und Julia Radacz*

Ich schaute mich um. Ich sah Türme und alte Gebäude. Überall flogen unbekannte Wesen herum. Der Boden war voller grüner Haare.
Wo war mein Raumschiff? Wo war Nock? Und noch wichtiger: Wo war *ich* hier gelandet?
Dann fiel es mir wieder ein. Der Kampf mit Nock. Die Notlandung. Ich war beim Aufprall aus dem Raumschiff geschleudert worden. Das Raumschiff musste also irgendwo in der Nähe sein. Und mit ihm Nock!
Schnell zog ich mich hinter einen der Türme zurück und

setzte meine Brille auf. Ich musste meinen Vater, den Rundohrkönig von Turan, benachrichtigen. Also begann ich, eine Sprachnachricht aufzunehmen:

*Hallo Papa, ich musste fliehen. Jetzt bin ich auf der Erde. Und das kam so: Heute früh bin ich mit meinem Pferd ausgeritten. Am Fuße eines Felsens habe ich einen Mann mit schwarzer Jacke und schwarzem Hut liegen sehen. Ich ritt näher heran und erkannte Janusch, den König der Spitzohren. Ich stieg ab und stellte mit Entsetzen fest, dass er tot war. In dem Moment kamen fünf Gestalten auf mich zu. Vier davon waren Januschs Leibwächter. Der fünfte war Nock, sein Sohn. Kaum hatten sie mich gesehen, brüllten sie: „Er hat den König umgebracht!" Ich hoffe, du weißt, dass ich das nie getan hätte. Also wollte ich auch Nock und den Leibwächtern erklären, dass ich nichts mit dem Tod ihres Königs zu tun hatte. Aber ich begriff, dass alles an der Situation gegen mich sprach. Schließlich sind es nur noch wenige Tage, bis entschieden wird, ob du, Danathaniell, mein geliebter Vater und König der Rundohren, oder eben Janusch, der Spitzohrkönig, künftig der alleinige König von Turan sein soll. Wer würde mir, dem Prinzen der Rundohren, glauben? So schnell ich konnte sprang ich auf mein Pferd und jagte davon. Bald hatte ich mein Raumschiff erreicht. In diesem Moment hatte ich keine bessere Idee, als einfach zu fliehen. Erst als ich Turan schon Lichtjahre hinter mir gelassen hatte, bemerkte ich, dass sich ein ungewollter Beifahrer im Raumschiff befand. Sicher kannst du dir schon denken, wer das war: Nock! Es hat einen Kampf gegeben, aber zum Glück*

*ist mir nichts Schlimmes passiert, außer dass ich nach der Bruchlandung auf der Erde vorübergehend K.O. war. Jetzt bin ich an einem Ort, den ich noch nicht näher identifizieren kann. Ich bitte dich, mir ein paar Leute zur Unterstützung zu schicken. Am liebsten auch meine große Schwester Gerowela, die beste Koordinatenleserin von Turan.*

Scoop beendete die Nachricht und versuchte sie an seinen Vater zu senden. Doch wie es aussah, war seine Brille bei der Bruchlandung beschädigt worden. Nachrichten zu verschicken war nur eine von vielen Funktionen, die diese Brille besaß. Und ausgerechnet das funktionierte jetzt nicht!

## 8 Nock

*Philip Bata und Serdar Büyülzgezirci*

Als Nock wieder zu sich kam, staunte er nicht schlecht. Das Raumschiff war in einem Wald gelandet. Doch wo war Scoop? Die Raumschiffluke stand offen. Nock kletterte hinaus und schaute sich um. Alles was er sah, waren ein großes, rostig aussehendes Gebäude und Bäume. Auf was für einem veralteten Planeten war er denn hier gelandet? Das Gebäude schien ja wirklich seine besten Zeiten hinter sich zu haben. Hier würde er doch spätestens nach einer Woche sterben. Kein guter Lebensraum für einen Spitzohr-Turaner, sagte ihm sein Verstand.

Was Nock außerdem sah, war ein Schild. Allerdings konnte er die Schriftzeichen darauf nicht lesen. Er setzte seine dreieckige Spezialbrille auf und blickte wieder auf das Schild. Nun konnte er die Schrift lesen: *Zeche Zollverein*. Auf dem Display im Inneren der Brille wurden ihm Informationen eingeblendet. Nock überflog sie. Offenbar war er auf der Erde gelandet, denn das Schild war mit Menschenschrift beschrieben.
Coole Brille, dachte sich Nock. Sieht nicht nur gut aus, sondern übersetzt auch Menschenschrift.
Trotzdem blieb eine Frage in seinem Kopf: Wo genau auf der Erde war er? Denn mit dem Namen *Zeche Zollverein* konnte er nun wirklich nichts anfangen.
Ein Erdenbewohner lief an Nock vorbei uns musterte irritiert dessen Brille.
Klar, dachte Nock, so was Cooles hat der noch nie gesehen.
„Hey, warte mal", rief Nock dem Erdenbewohner hinterher, nachdem er das in die Brille integrierte Übersetzungsmikro angestellt hatte. „Kannst du mir vielleicht sagen, wo genau wir hier sind?"

## 9 Reinhardt

*Andrit Hashani*

Durch die Erschütterung, die Scoops Raumschiff beim Absturz auf die Erde erzeugt hatte, lösten sich lang verborgene Steine vom Grund des Flusses. Ein Stein sprang aus dem

Flussbett und rollte vom Ufer weg, bis er wenig später am Rande eines Wäldchens liegenblieb.
Da begann der Stein zu leuchten. Und sich zu verwandeln. Bis ein hochgewachsener, kraftvoller Elf daraus gewachsen war. Er trug traditionelle Elfenkleidung, wie die Feen und Elfen vor vielleicht zweihundert Jahren sie getragen hatten. Der Elf war mit einem Bogen bewaffnet. Und er würde ihn auch benutzen. Allerdings nur, wenn es unbedingt nötig wäre. Der Elf war ein Kämpfer. Früher hatte er gegen die Menschen gekämpft. Als diese noch nicht einmal ahnten, dass es Elfen und Feen gab, deren Lebensraum sie mit Zechen und Stahlwerken zerstörten.
Der Elf hatte gekämpft. Aber nicht um des Tötens Willen. Sondern nur, um sein Volk zu beschützen. Der Schutz seiner Artgenossen war seine oberste Priorität. Und wann immer es ging, hatte er die Menschen am Leben gelassen. Ihnen bloß Lektionen erteilt, die sie davon abhalten sollten, die Industrialisierung weiter voranzutreiben. Doch am Ende war er damit gescheitert und hatte sich – wie so viele andere seiner Art – resigniert zurückgezogen und in einen Stein verwandelt.
Das war nun über zweihundert Jahre her. Und der Elf hatte nicht mitbekommen, wie die Welt sich seitdem gewandelt hatte. Benommen schaute er sich um.
Reinhardt sah einen wunderschönen Wald. Blumen, die er nie zuvor gesehen hatte. Die Vögel, die er schon mit geschlossenen Augen zwitschern gehört hatte, waren unglaublich schön. Verwundert betrachtete er sie. Aber

als er die Emscher sah, seinen geliebten Fluss, da flossen ihm die Tränen. Er konnte es nicht glauben. Dieser Fluss, den sie hatten beschützen wollen. Der Fluss, der Grund für so viel Blutvergießen gewesen war. Der Fluss, den er hatte sterben sehen in dem Dreck, den die Menschen ihm aufgehalst hatten ... er war nun noch schöner als er je gewesen war. Wie einem Märchen entsprungen. Er atmete tief ein und konnte kaum glauben, dass die Luft so rein war. Unzählige Fragen sprangen in seinem Kopf herum: Was war passiert? Wo war er? Konnte das wirklich dieselbe Erde sein, auf der er eingeschlafen war? Warum war der Fluss so rein? War das wirklich die Emscher? Welches Jahr schrieb man?
Eine Stimme unterbrach Reinhardts Gedanken. Er drehte sich um und begriff, dass die Stimme einer Fee gehörte. Derselben Fee, deren Nähe er bereits gespürt hatte, ehe er sich zurückverwandelt hatte. Sie machte ihm ein Zeichen, zu ihr zu kommen.

## 10 Reinhardt und Lucy

*Raika Raihani*

Der Name der Fee, die Reinhardt nach seinem Erwachen getroffen hatte, war Lucy. Dank Lucy wusste Reinhardt nun, dass er rund 200 Jahre lang ein Stein gewesen war. Und dass sich die Welt seitdem verändert hatte.
Nun herrschte ein Moment der Ruhe. Reinhardt betrachtete

die Gegend und fragte sich noch immer, wie all das hatte passieren können. Wie die Menschen es geschafft hatten, dass die ehemals so verschmutzte Landschaft wieder so schön aussah. Der Himmel war so blau, wie er ihn ewig nicht gesehen hatte. Die Bäume und Wiesen so grün, dass er seinen Augen kaum trauen mochte. Konnte es wirklich wahr sein, dass die Menschen aus ihren Fehlern gelernt hatten?
Lucy betrachtete währenddessen Reinhardt, der Pfeil und Bogen über der Schulter hängen hatte, gründlich von oben bis unten. Ein Krieger, dachte sie. So groß und stark. Und doch hatte er vor dem Rauch und dem Schmutz kapituliert und sich in einen Stein verwandelt, um die schlimme Zeit träumend zu verbringen.
„Und du bist sicher", fragte Lucy jetzt, „dass wir uns nicht doch irgendwie von früher kennen?"
„Nein, Lucy", entgegnete Reinhardt. „Wir sind uns vorher nie begegnet."
„Okay", sagte Lucy. „Ich dachte nur, dass ich mittlerweile über alle Feen und Elfen der Gegend Bescheid wüsste. Mein Freund Raphael und ich betreiben schon seit 50 Jahren Nachforschungen, und ich dachte wirklich nicht, dass uns einer entgangen sein könnte, aber dann hab ich mich wohl geirrt ..."
Reinhardt fühlte sich unsicher in dieser verwandelten Welt und sehnte sich nach einem bekannten Gesicht. Er wollte sich die Veränderungen von einer Fee seines Vertrauens erklären lassen. Am besten von seiner alten Kampfgefährtin Amalia.

„Lucy“, sagte er also voller Hoffnung. „Wenn du doch alle Feen und Elfen im Umkreis kennst, dann kennst du vielleicht auch Amalia?“
„Amalia? Natürlich kenne ich die“, sagte Lucy.
Reinhardt wurde ganz aufgeregt: „Kannst du mich zu ihr führen?“
„Was willst du denn von Amalia?“
„Sie ist eine alte Kampfgefährtin und Freundin. Sie wird mir helfen, mich an die neuen Lebensbedingungen hier zu gewöhnen.“ Reinhardt holte nur kurz Luft und fuhr dann fort: „Du kannst dir vorstellen, wie sehr ich mich freue, dass die Welt, die ich kannte, und die einst meine Heimat war, wieder in Ordnung ist. Und wie sehr ich mich freue, dass Frieden herrscht zwischen Elfen und Menschen.“
„Ich habe Amalia heute selbst noch nicht gesehen“, sagte Lucy nun. „Aber soweit ich weiß, müsste sie heute bei einem Kongress sein. Und der findet ganz in der Nähe statt.“
Reinhardt war verwirrt. „Ein Kong ... was?“
„Ein Kongress“, wiederholte Lucy. „Dort treffen sich Leute, um Ideen auszutauschen und miteinander wichtige Fragen zu diskutieren. In diesem Fall geht es um die Geschichte und Zukunft Essens und des Ruhrgebiets in ökologischer Hinsicht: *50 Jahre Green Capital.* Am besten machst du dich gleich auf den Weg, damit du Amalia nicht verpasst. Zollverein ist nicht weit von hier.“
Reinhardt hatte nur die Hälfte von dem verstanden, was Lucy gesagt hatte. Aber ihm war klar geworden, dass Amalia ganz in der Nähe war.

„Und wenn ich sie nicht rechtzeitig vor Ende des Kongresses finde?“, fragte Reinhardt besorgt.
„Das ist kein Problem“, entgegnete Lucy. „Dann komm zu mir und ich helfe dir, sie zu finden. Aber jetzt mach dich auf den Weg.“
Verwirrt und aufgeregt lief Reinhardt in die Richtung, die Lucy ihm gezeigt hatte.

## 11 Annie

*Julia Radacz*

„Ich hab dir doch gesagt, dass wir zu früh kommen werden, Victor“, sagte ich. „Und zwar fast drei Stunden.“
„Ach, sei doch nicht so“, antwortete Victor. Jetzt haben wir dafür mehr Zeit, um uns das Ruhrmuseum anzugucken.“
Tatsächlich war ich aber nicht böse darüber, dass der Vortrag von Victors Professor Dr. Lukas Pottgießer erst viel später beginnen würde. So hatte ich wenigstens noch für eine kleine Weile Victors ungeteilte Aufmerksamkeit.
Ich blickte Victor durch meine Flexiglasbrille hindurch an. Er lächelte, griff nach meiner Hand und wir stiegen auf die solarbetriebene Wolkenrolle, mit der wir hoch ins Museum fahren konnten, das in einem ehemaligen Zechengebäude auf Zollverein untergebracht war.
„Und vielleicht treffen wir Prof. Dr. Pottgießer ja sogar noch vor seinem Vortrag“, ergänzte Victor hoffnungsvoll.
Noch ehe ich etwas erwidern konnte, stoppte die Wolkenrolle

und wir mussten aussteigen. Victor legte den Arm um mich und wir erblickten eines dieser alten Bilder von der Emscher. Die Aufnahme wahr wahrscheinlich, wie alles in dieser Ausstellung, mindestens 50 Jahre alt. Der Fluss sah schmutzig aus und war in ein Betonbett gezwängt. Nachdenklich blieb ich vor dem Foto stehen. Wenn ich solche Bilder sah, konnte ich die Wut meiner Mutter schon ein bisschen verstehen. Genau in diesem Augenblick entdeckte ich sie am anderen Ende der Halle. Was hat sie nur wieder an?, schoss mir als erstes durch den Kopf. Ein hässliches grünes Kleid, das selbst unter Feen und Elfen völlig aus der Mode war. Aber meine Mutter stand eben auf traditionelle Kleidung.
Dann erst schoss mir ein zweiter und wesentlich wichtigerer Gedanke durch den Kopf: Sie darf uns nicht sehen! Was würde meine altmodische 100%-Feen-Mutter sagen, wenn sie uns beide hier zusammen erwischte? Wenn sie begriff, dass ich gelogen hatte und noch immer mit Victor, mit einem Menschen also, zusammen war?
„Victor", sagte ich und hörte selbst, wie ängstlich meine Stimme plötzlich klang. „Wir müssen verschwinden und uns verstecken. Da vorn ist meine Mutter!"
Victor stand wie angewurzelt. „Annie, wieso sollten wir uns verstecken? Sie weiß doch von uns ... oder?"
Ich konnte seine Wut und Enttäuschung spüren. So wie ich immer die Gefühle anderer spürte. Schnell blockierte ich seine Gefühle. Ich wollte jetzt kein schlechtes Gewissen haben ...
„Oder?", wiederholte Victor seine Frage.
„Na ja", sagte ich. Mir fehlte der Mut, ihm in die Augen zu

schauen, während ich fortfuhr. „Du weißt doch, ich hab unseretwegen Streit mit ihr gehabt. Eigentlich mehr als nur einen einzigen Streit. Also dachte ich mir, ich sage ihr, ... dass wir uns getrennt haben ...“
Victor schaute mich entgeistert an. Während meine Mutter immer näher kam. Es konnte sich nur noch um Sekunden handeln, bis sie mich bemerkte. Mir fiel nichts Besseres ein, als abzuhauen. Blitzschnell lief ich davon und hörte nur noch Victors enttäuschte Stimme nachhallen: „Nicht dein Ernst?“

## 12 Victor

*Anna Leonie Becker*

Victor stand in der Eingangshalle der riesigen Kongresskugel aus Flexiglas und schaute auf sein Holofon. „Uhrzeit“, sagte er und sofort stieg eine Holografie aus dem Gerät auf. „Es ist 13:46 Uhr“, ertönte eine Computerstimme und die Holografie verschwand wieder. Es war also noch genug Zeit bis zum Vortrag seines sehr geschätzten Prof. Dr. Lukas Pottgießer.
Victor war immer noch enttäuscht über Annies Abgang und darüber, dass sie Amalia gegenüber behauptet hatte, sich von ihm getrennt zu haben. Andererseits ... er hatte seinen Eltern ja auch erst heute von Annie erzählt. Aber Victor wollte jetzt nicht wieder an das Gespräch mit seinem Vater am Frühstückstisch zurückdenken.

Er blickte nach oben. Durch das Dach der riesigen Flexiglaskugel sah er den blauen, klaren Himmel. „Flexiglas“, murmelte er. „Einfach genial, was dieser Mann alles kann.“ Mit „dieser Mann“ war sein Professor gemeint. Der hatte das Material entwickelt. Und Victor bewunderte ihn dafür. Organisch, flexibel, technisch aufrüstbar, durch den Lotus-Effekt selbstreinigend und wasserabweisend, luftdurchlässig, verdunkelbar, nach Bedarf temperaturregulierend und als wäre all das noch nicht genug, war das Material auch noch ökologisch abbaubar. Victor beschloss, alles daran zu setzen, ein genauso genialer Forscher wie Prof. Dr. Pottgießer zu werden. Noch immer ehrfurchtsvoll den Kopf schüttelnd betrat er den Konferenzbereich. Nahezu alles in diesem Kongresszentrum war aus Flexiglas gebaut. Klar, das Material hatte ja auch wirklich nur Vorteile.

## 13 Reinhardt

*Leon Schuster*

Wo zur Hölle bin ich hier! Das war der erste Gedanke, der mir durch den Kopf ging, als ich am Kongressgebäude ankam. Ich stand mitten auf einem Industriegelände. Es war groß. Viel größer, als jedes andere Zechengelände, das ich je gesehen habe. Der Platz, auf dem ich stand, war von Gebäuden umgeben. Ich stand neben einem riesigen Turm. Ein Förderturm, erkannte ich. Aber auch der war so viel größer als alle, die ich je gesehen hatte. Lucy hat nicht

übertrieben, dachte ich. Es hat sich so viel geändert. Aber die Zechen sollten doch längst alle geschlossen sein, hatte Lucy gesagt. Warum steht dieses Ding denn dann noch? Na ja, das war jetzt noch nicht so wichtig. Ich musste Amalia finden. Sie war mein einziger Anhaltspunkt.
Schnell trat ich auf einen Mann mit dunkler Brille, der am Eingang des Gebäudes stand, zu und sagte: „Guten Tag, werter Herr, könnten Sie mir sagen, wie ich zum 50-Jahre-Grüne-Hauptstadt-Kongress komme?“
Der Mann sah mich seltsam an. Der ist wahrscheinlich von meiner Größe beeindruckt, dachte ich. Jetzt runzelte er die Stirn. „Gehören Sie zur Elfen-Folklore-Gruppe?“
Ich war verwirrt. „Zu was?“
„Schon gut“, brummte der Mann. „Ich dachte nur, weil Sie so traditionell gekleidet sind.“
„Was heißt denn hier traditionell?“, fragte ich wütend.
„Ich mach doch nur Spaß! Zum Kongress geht es hier lang, die Wolkenrolle rauf. Aber ich muss Sie vorher noch kontrollieren. Zur Sicherheit.“
„Das ist in Ordnung. Ich habe schließlich nichts zu verbergen“, antwortete ich. Jetzt war ich froh, dass ich meinen Bogen und die Pfeile im Wald versteckt hatte, ehe ich hergekommen war.
Der Mann forderte mich auf, durch einen kleinen Torbogen zu gehen, von dem ein rotes Licht ausging. Einen Moment lang war ich misstrauisch. Was, wenn das ein Trick war, der mich in eine Falle locken sollte? Aber dann erinnerte ich mich an Lucys Erklärungen darüber, wie die Menschen sich geändert hatten.

Als ich das Tor durchschritten hatte, blickte der Mann mich verwundert an. „Wie? Kein Holofon?“, fragte er. „Wo gibt’s denn so was?“ Er guckte mich schief an, sagte dann aber schließlich: „Ist okay. Sie können durch. Die Wolkenrolle rauf und dann mit dem Fahrstuhl auf das Dach, dort ist die Kongresshalle.“
Ich folgte den Menschen in dieses runde Ding auf dem Dach, das ich schon von unten gesehen hatte. Beeindruckende Konstruktion. Das Material, aus dem die Kugel bestand, schien mir organisch zu sein. Aber was ich dann sah, beeindruckte mich noch mehr: Durch die Wände der Kugel hindurch sah ich meine Heimat. Sie sah so schön aus, überall Wälder und Hügel! Es sah fast aus wie früher, wenn man sich die Gebäude einmal wegdachte, die aber, musste ich mir eingestehen, ebenfalls schön waren. Ich sah noch mehr von diesen runden Kugeln und Kuppeln, in denen sich das Licht der Sonne fing. Ich spürte förmlich, wie meine Heimat atmete.
„Toller Ausblick, nicht wahr“, sagte ein Mann hinter mir.
„Oh ja“, sprudelte es aus mir heraus. „Es ist wunderbar, die Heimat so zu sehen. Ich habe sie ganz anders in Erinnerung.“
Ich drehte mich um und merkte, dass es ein anderer Elf war, der mich angesprochen hatte. „Meine Güte, du bist auch ein Elf! Verzeihung, dass ich das nicht sofort erkannt habe. Bin wohl noch etwas verschlafen.“
„Wie lange hast du denn geschlafen, Bruder?“, fragte der andere Elf.

„Ich bin erst vor zwei Stunden wach geworden. Ich heiße übrigens Reinhardt.“ Ich hielt ihm meine Hand hin.
Der andere ergriff sie. „Mein Name ist Raphael, aber du hast meine Frage nicht beantwortet. Wie lange hast du denn geschlafen?“
Ich überlegte kurz und antwortete dann: „Ich glaube, es müssen ungefähr 230 Jahre gewesen sein.“
„Mannometer!“, entgegnete Raphael beeindruckt. „Dafür hast du dich aber gut gehalten, Großer. Es hat sich viel geändert, wie du wahrscheinlich schon mitbekommen hast. Wenn du möchtest, erzähl ich dir mehr. Meine Freundin Lucy und ich haben uns schon vor vielen Jahren zur Aufgabe gemacht, all unsere schlafenden Artgenossen zu finden, zu wecken und ihnen das Verstehen der Gegenwart zu erleichtern. Komisch, dass wir nicht schon vorher auf dich gestoßen sind.“
„Ja“, sagte ich. „Das hat Lucy auch gewundert.“
„Oh“, Raphael lächelte. „Du hast Lucy schon kennengelernt.“
Ich nickte. „Sie hat mir schon viel erzählt. Und auch wenn ich gern mehr von dir erfahren würde, habe ich leider nicht viel Zeit. Ich muss Amalia finden und mit ihr reden.“
„Amalia?“ Raphael runzelte die Stirn. „Bist du auch so einer, der den Menschen nicht traut?“
„Ich weiß es noch nicht“, antworte ich. „Ich weiß nicht, ob ich den Menschen trauen kann, nach allem, was sie uns angetan haben. Aber wenn ich mir anschaue, was sie hier wieder geschaffen haben, dann glaube ich, dass ich zumindest aufhören kann, sie prinzipiell als Feinde anzusehen. Ich werde

ihnen eine Chance geben, darauf kannst du dich verlassen."
„Dann solltest du dir auf jeden Fall anhören, was Professor Pottgießer gleich zu erzählen hat", schlug Raphael vor.
„Und dann solltest du dir eine besonders schöne Biokuppel ansehen."

## 14 Annie

*Sathurya Tavayogarajah*

Zum Glück habe ich es noch rechtzeitig zum Vortrag von Prof. Dr. Pottgießer geschafft. Mann, ist das voll hier! Warum sind hier so viele Menschen? Ist doch bloß ein Vortrag ... Na ja, ich muss da jetzt durch. Schließlich bin ich wegen Victor hier. Den werde ich in der Menschenmenge hier aber nicht so schnell finden. Die Halle ist so groß ... und trotzdem bekomme ich nur noch so gerade eben einen Platz. Gerade noch rechtzeitig, denn kaum habe ich mich gesetzt, drängelt sich ein älterer Herr durch die Menschenmenge und lässt sich auf den allerletzten freien Platz fallen. Direkt neben mir. Kaum hat er sich gesetzt, strömen seine Gefühle auf mich ein. Ich spüre starken Hass und Neid. Werd ich mal schnell abschalten, damit ich was vom Vortrag mitbekomme, aber ... Moment mal, ich kann seine Gefühle nicht blockieren! Was ist denn los? So was ist mir ja noch nie passiert. Warum spüre ich seine Gefühle so stark? Heimlich betrachte ich ihn von der Seite. Wer ist der Typ? Und warum löst Prof. Dr. Pottgießers Vortrag solche Gefühle bei ihm aus? Ich meine,

der redet doch bloß von Umweltschutz und Flexiglas – kein Grund, Hass und Neid zu spüren!
Ich betrachte ihn genauer. Er dürfte etwa so alt sein wie der Professor. Trägt einen Anzug und Fliege. Elegant sieht er aus. Sitzt da äußerlich ganz entspannt. Vom Hingucken würde man dem niemals solche Gefühle zutrauen.
Irgendwas an dem Typen fühlt sich vertraut an. Aber ich glaub nicht, dass ich den schon mal irgendwo gesehen habe.
Ich versuche mich wieder auf den Vortrag zu konzentrieren. Wenn ich nachher mit Victor spreche und der merkt, dass ich keine Ahnung habe, worüber der Professor geredet hat, glaubt Victor doch nie, dass ich rechtzeitig zum Vortrag wieder da war, und ich will ihn nicht enttäuschen ... Aber, dieses unkontrollierbare Gefühl von Neid lenkt mich total ab. Wieder versuche ich es zu blockieren. Wieder vergeblich.
Was ist denn bloß los, dass ich die Gefühle von dem Typen nicht abschalten kann? Was ist das nur für einer? Das bringt mich echt ins Grübeln. Und macht mich ungeduldig. Ich kann einfach nicht still sitzen bleiben und spreche ihn an: „Entschuldigen Sie, ist alles in Ordnung bei Ihnen? Sie wirken angespannt ...“
Er schaut mich irritiert an: „Was interessiert Sie das? Sie beobachten mich doch schon die ganze Zeit so komisch?“
So viel zum Thema heimlich von der Seite betrachten ...
Schnell suche ich eine Ausrede: „Na ja, Sie sahen blass aus, da hab ich mir Sorgen gemacht.“
Jetzt sieht er etwas verlegen aus. „Nein, nein, das brauchen

Sie nicht. Bei mir ist alles gut ... Aber Sie sehen selbst etwas angespannt aus."
Klar, denke ich. Ich spüre ja auch seine Anspannung. Die sieht man mir wohl an. „Nein, nein", sage ich. „Bei mir ist auch alles gut."
Ich versuche, mich wieder auf den Vortrag zu konzentrieren. Aber es klappt einfach nicht. Vielleicht sollte ich mich wegsetzen, um diesen Gefühlen auszuweichen? Aber so voll wie es hier ist, finde ich doch nie einen anderen Platz. Egal, steh ich halt. Ich muss hier weg, sonst werde ich noch wahnsinnig. Hektisch schnappe ich mir meine Jacke, stehe auf und drängle mich durch die Reihe. Ich kann die Blicke von dem Mann, der neben mir saß, förmlich im Rücken spüren. Der hält mich wahrscheinlich für etwas überspannt. Egal.
„... und somit bedanke ich mich für Ihre Aufmerksamkeit, meine Damen und Herren", höre ich den Professor sagen. Tosender Applaus. Und dann beginnt das große Gedränge. Alle schieben und schubsen. Wollen wahrscheinlich alle zu Professor Pottgießer, um noch eine Frage zu stellen. Ich drängle mich weiter zum Rand durch und bekomme eine Nachricht aufs Holofon. Lucy schreibt: *Noch rechtzeitig zum Treffen gekommen?*
Ich antworte: *Ja und nein. Kompliziert. Erklär ich dir später.* Am liebsten würde ich mich gleich mit Lucy treffen und ihr von dem Mann erzählen, dessen Gefühle ich nicht blockieren konnte. Und davon, dass ich keine Ahnung hab, wie ich das mit meiner Mutter und Victor geregelt kriegen

soll. Victor ... nein, ich kann hier noch nicht weg. Erst muss ich ihn finden.

## 15 Amalia

*Svenja Buttler*

Die erste Präsentation nach den Grußworten war die von Lukas. Ich wollte mich durch die Menge drängen, um zu schauen, ob ich noch einen Platz fand. Da sah ich Jacob, der sich ebenfalls seinen Weg durch die Menge bahnte. Natürlich. Was hatte ich auch erwartet? Zum Glück hatte er mich noch nicht entdeckt. Schnell tauchte ich im Gewühl unter und drängelte mich durch, um mir den Vortrag von weiter hinten anzuhören. Ich wollte Jacob einfach nicht sehen. Aber auch als er aus meinem Blickfeld verschwunden war, bekam ich Jacob nicht aus dem Kopf. Okay, Amalia, krieg dich wieder ein, sagte ich zu mir selbst. Aber während der gesamten Präsentation musste ich an ihn denken.
Nachdem Lukas seinen Vortrag beendet hatte, blieb mir nichts anderes übrig, als mich doch wieder nach vorne zu drängeln. Die nächste Präsentation war von der Emschergenossenschaft. Emscherelf Raphael würde sie halten. Und es wäre unhöflich von mir, ihn nicht vorher persönlich zu begrüßen. Am Rednerpult war Raphael aber noch nicht zu sehen. Nur Lukas. Ins Gespräch vertieft mit ... Victor! Den hatte ich doch vorhin schon in der Ausstellung gesehen. Mann, was war ich froh, dass Annie sich von diesem Schwachmaten

getrennt hatte. Er war ein Mensch. Er hätte meine Tochter nicht glücklich machen können. Annie war viel zu gut für ihn. Zum Glück hatte sie das selbst begriffen und Schluss gemacht.

## 16 Jacob

*Dustin Heye*

Ein Glück, geschafft, dachte Jacob, als er gerade noch vor Beginn von Lukas' Vortrag die Kongresshalle erreichte und einen Platz ergatterte.
„Ich präsentiere Ihnen Prof. Dr. Pottgießer", sagte der Moderator. Die Menge applaudierte. Mit verschränkten Armen starrte Jacob in Richtung des Podiums.
„Sehr verehrte Damen und Herren", begann Lukas. „Schauen Sie sich um. Schauen Sie sich das Ruhrgebiet dort draußen an. Schauen Sie sich an, wie weit wir schon gekommen sind. Dennoch gibt es auch heute, im Jahr 2067, 50 Jahre nach Green Capital, noch viel zu verbessern. Immer noch können wir Umweltprobleme beseitigen, Tierarten schützen, neue nachhaltige Energiequellen ausfindig machen. Wie wird das Ruhrgebiet in 50 Jahren aussehen? Wird es wieder so eine große Entwicklung zurücklegen wie in den letzten 50 Jahren? Ich erinnere mich noch daran, wie schmutzig die Emscher und ihre Nebenläufe in meiner Kindheit und Jugend waren. Hätte mir damals jemand erklärt, dass unsere Kinder und Enkelkinder in der Emscher baden

würden, hätte ich ihn für verrückt erklärt. Dennoch ist es heute möglich. Und wir haben einen mühsamen Weg zurückgelegt, bis es so weit war."
Jacob schnaubte. Wir? Dachte er. Du sitzt die meiste Zeit doch auf deinem faulen Hintern und lässt deine Assistenten arbeiten. Tief drinnen wusste er, dass es ungerecht war. Tief drinnen wusste er, dass es der Neid war, der da aus ihm sprach. Was hätte Jacob darum gegeben, an Lukas' Stelle da vorn zu stehen. Als wichtigster Redner auf diesem Kongress ...
Lukas sprach weiter: „Wir haben in Kooperation mit den Kommunen und der Emschergenossenschaft die ökologische Situation in Essen und im Ruhrgebiet nicht nur wieder auf ein erträgliches Niveau gebracht, sondern sind mit unseren Initiativen Vorreiter geworden in Sachen ökologische Standentwicklung. Wir sind ein Vorbild."
Vorbild? Dachte Jacob. Ja klar, vor allem du. Er dachte daran, wie orientierungslos Lukas gewesen war, als er ihn damals, vor über 50 Jahren, wieder getroffen hatte, nachdem sie sich einige Jahre lang aus den Augen verloren hatten. Verkatert und mit einem blauen Auge war Lukas damals in der Bahn unterwegs gewesen. Ein tolles Vorbild. Wenn wir uns damals nicht getroffen hätten, wer weiß, in welcher Gosse Lukas gelandet wäre, dachte Jacob und schnaubte wieder.
Aus den Augenwinkeln bemerkte er, wie das Mädchen, das neben ihm saß, ihn irritiert anschaute. Jacob starrte zurück. Schnell wandte das Mädchen seinen Blick wieder Richtung Podium. Was glotzt die Tussi denn so, dachte Jacob.
„Entschuldigen Sie, ist alles in Ordnung bei Ihnen? Sie

wirken angespannt ...“, fragte das Mädchen plötzlich.
Jacob war irritiert. „Was interessiert Sie das? Sie beobachten mich doch schon die ganze Zeit so komisch?“
Das Mädchen wirkte etwas eingeschüchtert von Jacobs schroffer Antwort, als sie sagte: „Na ja, Sie sahen blass aus, da hab ich mir Sorgen gemacht.“
Eigentlich ja ganz rührend, dass sie sich sorgt, dachte Jacob und lenkte ein: „Nein, nein, das brauchen Sie nicht. Bei mir ist alles gut ... Aber Sie sehen selbst etwas angespannt aus.“
„Nein, nein“, sagt das Mädchen. „Bei mir ist auch alles gut.“
Jacob zuckte mit den Schultern und konzentrierte sich wieder auf den Vortrag.
„Und auch ich habe mich gefragt“, sagte Lukas gerade, „was ich zur weiteren Verbesserung der ökologischen Situation beitragen könnte. Da hatte ich eine Idee. Die Idee für ein Material, das die Produktion von Kunststoffen und Glas überflüssig machen würde. Ein Material, dass die Umwelt in keiner Weise belastet. Ein Material, das den Verkehr in unseren Städten sicher machen könnte. Von der Idee zur Umsetzung war es ein langer Weg. Aber heute wird im Ruhrgebiet fast ausschließlich mit diesem Material gebaut. Das Ergebnis dieser Idee, meine Damen und Herren, ist Flexiglas!“
Wieder lauter und lang anhaltender Applaus. Dann erläuterte Lukas Details zu den Funktionen des Materials. Jacob betrachtete die Menschen, die dem Vortrag lauschten. In den Gesichtern las er Spannung und Begeisterung. Jacob konnte das verstehen. Er selbst war ja auch immer wieder

beeindruckt, wie simpel und gleichzeitig weitreichend Lukas' Erfindung war. Aber was war dieses Material schon im Vergleich zu seinen eigenen Forschungen? Was war ein Kunststoffersatz gegen die Hoffnung auf ewiges Leben?
Er wurde aus seinen Gedanken gerissen, als das Mädchen neben ihm plötzlich aufstand, ihre Jacke griff und sich durch die Reihe drängelte. Was war denn in die gefahren?
„... und somit bedanke ich mich für Ihre Aufmerksamkeit, meine Damen und Herren", beendete Lukas seinen Vortrag. Dutzende Menschen strömten nach vorn, um Lukas zu gratulieren. Jacob stand auf und blieb unentschlossen am Rand stehen. Ob auch er dem Freund gratulieren sollte? Ach, was soll's, dachte er. Lukas hat seinen Rampenlichtmoment. Was soll ich denn da? Er wollte sich gerade auf den Weg aus dem Saal machen, als er Tate vorn im Rollstuhl sitzen sah. Und plötzlich kam Jacob eine Idee. Dafür würde er aber einen günstigen Moment abpassen müssen, in dem Lukas seinen Enkel nicht im Visier hatte.

## 17 Scoop

*Danyal Kartal und Abdallaah Benodi*

Gut, dass ich diese Annie getroffen habe, die mir den Tipp mit dem Kongress gegeben hat. Vielleicht ist es ja Glück im Unglück, dass ich ausgerechnet auf der Erde gelandet bin. Als Umweltminister ist es natürlich sehr spannend zu hören, wie die das hier auf der Erde hinbekommen. Muss ich nur

noch den Weg finden, denn diese Annie musste ziemlich spontan weg.
Ich sehe ein Schild. Zeche Zollverein. Das müsste der richtige Weg zum Kongress sein. Er führt zu einem Gebäude, das sehr alt aussieht. Die scheinen hier doch noch ziemlich hinterm Mond zu leben. Ob ich ausgerechnet hier Hinweise bekommen kann, wie ich unseren Planeten vor dem ökologischen Untergang retten kann?
Als ich an einer Gruppe Leute vorbei komme, lachen sie plötzlich und starren mich an. Ich bleibe irritiert stehen. Hab ich was Komisches gemacht?
„Coole Brille", höre ich.
Es liegt also an meiner Brille. Ich laufe weiter. Was soll an meiner Brille komisch sein, frage ich mich. Okay, sie ist dreieckig, aber sonst ... Ich meine, die ist echt praktisch! Zum Beispiel übersetzt sie mir die menschliche Sprache. Sonst könnte ich das Plakat gar nicht lesen, vor dem ich jetzt stehe und auf dem das Programm des Kongresses angekündigt ist.
Zum Kongress muss ich offenbar nach oben. Ich schaue mich um. Eine Treppe. Nun gut, wenn es sein muss. Oben angekommen bin ich ganz schön aus der Puste von der ganzen Treppensteigerei. Dass die hier noch Treppen haben, hätte ich nicht gedacht. Auf Turan gibt es kaum noch Treppen.
„Sie sind die Treppen gelaufen? Sportlich!", sagt eine Frau, die am Eingang einer großen Halle steht. „Alle anderen haben die Wolkenrolle genommen."
Na toll, denke ich. Es wäre also auch anders gegangen ...

Im Saal, der aus einer riesigen Kugel aus seltsamem Material besteht, stellt sich gerade ein gewisser Professor Pottgießer ans Rednerpult. Er redet über eine Stadt, von der ich noch nie gehört habe: die Grüne Hauptstadt Europas. Dann spricht er von einem Material, das durchsichtig wie Glas und zugleich flexibel ist. Außerdem kann es als Spiegel und Display genutzt werden. Und ist ökologisch abbaubar. Endlich mal was Brauchbares! Das ganze Kongresszentrum besteht daraus. Ich bin beeindruckt! So etwas wäre mir nie eingefallen. Dieser Professor Pottgießer ist ein Genie. So was muss ich nach Turan bringen. Wenn wir genug von diesem Material für alle haben, wird es vielleicht endlich Frieden und Ruhe geben. Kein Krieg und keine Schlachten zwischen Rund- und Spitzohren mehr. Dann werde ich als Held zurückkehren und keiner wird mehr fragen, ob ich den König der Spitzohren getötet habe. Das ist es, damit kann ich wieder zurück!
In dem Moment erblicke ich Nock, der sich durch die Menschenmenge auf mich zu drängelt. Was soll ich jetzt bloß tun? Ich muss hier weg! Ich renne. Durch das Treppenhaus. Echt alt, denke ich wieder. Keine Spur von Flexiglas, nur Stahl und Beton, Dreck und Rost. Ich renne durch das Foyer. Im Gegensatz zum Rest des Gebäudes sieht es hier echt ganz gut aus. Und diese hochmoderne Rolltreppe, oder was auch immer es ist, worauf ich nach unten schwebe, beeindruckt mich auch. Aber keine Zeit über so etwas nachzudenken. Unten angekommen blicke ich mich um. Da ist so viel Grün auf einmal, wie ich schon seit Jahren

nicht gesehen habe. Ein „Wald“ erklärt meine Spezialbrille. Das Raumschiff kann doch auch nicht weit sein. Wenn ich es dorthin schaffe, kann ich vielleicht in eine andere Galaxie fliehen.In dem Moment springt mir jemand von hinten in den Rücken. Nock! Ich stürze.

*Endlich hab ich Scoop im Griff, denkt Nock. Ich werde ihn töten und als Held zurück nach Turan fliegen. Ich werde dort allen erzählen, dass ich meinen Vater gerächt und den Königsmörder Scoop getötet habe. Und weil mein Vater tot ist, werde ich der neue König von Turan sein.*

„Und deshalb werde ich dich jetzt töten!“, schreit Nock und greift nach einem Stein. Er wird mich niederschlagen. Ein Stock neben mir ist meine letzte Rettung. Nock holt aus. Als er zuschlägt steche ich ihm mit dem Stock ins Auge. Obwohl ich weiß, dass Nock sich mit seinen selbstheilenden Kräften wieder herstellen kann – solange er nicht tödlich getroffen ist, jedenfalls. Mir wird schlecht bei dem Anblick seines verletzten Auges.
Schnell wieder los Richtung Wald. Doch dann fühle ich einen Schmerz in der Wirbelsäule. Ein Stein! Nock hat sich schnell wieder berappelt. Ich stolpere und falle. Doch ein Klon von mir, den ich schnell gebildet habe, hilft mir wieder auf die Beine. Ich klone mich ein weiteres Mal. Nock ist verwirrt und richtet seine Kanone auf die Klone statt auf mich. So hatte ich es geplant. Er kommt näher. Seine Kanone ist leer. Das ist meine Chance! Ich springe

auf ihn und schlage ihm mit einem Stein in den Bauch. Kurz ist er überrumpelt. Lang genug, damit ich den Flammenwerfer aktivieren kann. Nock steht auf und will flüchten. Aber ich ziele mit dem Flammenwerfer auf ihn.

## 18 Annie

*Oliwia Lichwa*

Wie gut, dass ich Victor entdeckt habe. Dieser Typ, dessen starke Gefühle ich nicht blockieren konnte, war mir echt unheimlich. Victor steht vorne und unterhält sich mit seinem Professor. Als ich mich durch das Gewühl zu ihnen durchgekämpft habe, sehe ich, dass noch jemand bei ihnen ist. Jemand, den ich zuerst nicht sehen konnte, weil er im Rollstuhl sitzt und mir die Sicht auf ihn verdeckt wurde.
„Annie", sagt Victor laut, als er mich entdeckt. Alle drei blicken mich erwartungsvoll an. Ich wage es nicht, Victor anzugucken. Aus Angst, Vorwürfe in seinen Augen zu sehen. Stattdessen blicke ich den Jungen im Rollstuhl an. Er trägt ein T-Shirt mit dem Schriftzug *Beatles* – meine Lieblingsband. Kennen heute aber nicht mehr viele.
„Ah, da bist du also endlich", sagt Victor. Seine Fröhlichkeit wirkt aufgesetzt. Er blickt mich durchdringend an. Ich sehe ihm an, wie enttäuscht er von mir ist. Aber ehe ich ihm etwas erklären kann, fährt er fort: „Das ist Professor Pottgießer, Annie."
„Es ist schön, Sie endlich persönlich kennenzulernen", sage

ich schnell und reiche dem alten Mann die Hand. „Ich habe schon so viel über Sie gehört. Victor spricht rund um die Uhr von Ihnen. Wirklich wahr."
„Es ist auch nett, Sie kennenzulernen", entgegnet der Professor.
„Und das ist sein Enkel Tate, den ich auch erst eben kennengelernt habe", stellt Victor jetzt den Jungen im Rollstuhl vor.
„Cooles T-Shirt", sage ich, während ich Tate die Hand schüttle. Er schaut mich misstrauisch an.
„Meine Lieblingsband", erkläre ich.
„Oh ... danke." Tates Gesicht hellt sich auf. Ich kann fühlen, dass es ihm nicht gut geht. Ich kann fühlen, dass er sich einsam fühlt, obwohl so viele Menschen um uns herum sind. Ich könnte das vielleicht sogar fühlen, wenn ich nicht diese besondere Gabe hätte. Einfach nur, weil ich dieses Gefühl
so verdammt gut selbst kenne.
„Victor", sagt der Professor. „Ich müsste da noch dringend etwas wegen unserer Forschungsarbeit mit Ihnen besprechen. Jetzt ist es natürlich schlecht, weil Sie Zeit mit Ihrer Freundin verbringen wollen ..."
Victor unterbricht: „Nein, nein. Es passt wunderbar."
Klar, denke ich. Das hab ich auch nicht anders verdient.
„Na dann", sagt Professor Pottgießer und wendet sich an seinen Enkel: „Tate, vielleicht möchtest du dich solange ..."
„... mit mir unterhalten?", beende ich den Satz.
Tate nickt. Und ich spüre eine Welle der Erleichterung. Ob

sein Großvater ahnt, dass Tate so sehr das Gefühl hat, ihm zur Last zu fallen?“
Victor und der Professor verabschieden sich und ich wende mich Tate zu: „Englische Lieblingsband. Englisch klingender Name ... gibt es da einen Bezug?“, frage ich, um das Eis zu brechen.
„Indirekt schon“, sagt Tate. „Meine Mutter war Engländerin. Von ihr hab ich meine Begeisterung für die Beatles. Sie lebte in London und liebte die Kunst. Die Tate Gallery war ihr Lieblingsmuseum. Dort hat sie auch meinen Vater kennengelernt. Und als die beiden ein Kind bekamen, nannten sie mich nach dem Ort ihres Kennenlernens ... Tate.“
Tate blickt mich verlegen an. „Ziemlich bescheuert, oder?“
Ich schüttle den Kopf. „Überhaupt nicht bescheuert.“
Ein bisschen wundere ich mich schon, dass Tate seine Lebensgeschichte einfach so einer Wildfremden erzählt. Aber vielleicht hat er sonst niemanden, dem er sich anvertrauen kann. Und vielleicht spürt er, dass ich ihn verstehe. Wenn ich nicht Lucy hätte, wem würde ich dann meine Sorgen erzählen, denke ich.

## 19 Tate

*Wiktoria Niedzwiecka*

In wenigen Minuten würde der nächste Vortrag beginnen. Der Redner der Emschergenossenschaft stand schon am Pult und sortierte seine Unterlagen. Ob Annie mich für

seltsam hielt, weil ich sie gerade erst kennengelernt hatte und ihr schon meine Lebensgeschichte erzählte? Dann würde sie vermutlich den Vortrag als Vorwand nutzen, um unser Gespräch zu beenden.
Ich nahm meinen Mut zusammen und sagte: „Vielleicht sollten wir den Saal verlassen? Der nächste Vortrag fängt gleich an."
„Ja, klar", Annie schenkte mir ein Lächeln. „Dann schnell, ehe es wieder Gedrängel gibt."
Annie schob meinen Rollstuhl Richtung Ausgang. Es war natürlich sehr nett von ihr, mir zu helfen. Trotzdem fühlte ich mich schlecht. Wenn ich doch nur neben ihr herlaufen könnte ...
Annie schob den Rollstuhl bis in ein Café, das sich neben dem Kongresssaal befand.
„Möchtest du auch etwas trinken?", fragte sie lächelnd. „Ich hol uns was."
„Nein, danke", antwortete ich und erwiderte das Lächeln. Wie gern hätte ich stattdessen ihr angeboten, die Getränke zu holen. Aber mit dem Rollstuhl ging das nicht so leicht ...
Annie ging zur Theke und kam mit einem Glas Wasser zurück. Ich hatte das Gefühl, dass sie meinen Rollstuhl skeptisch betrachtete. Wahrscheinlich hatte ich mich darin getäuscht, dass Annie anders war als die anderen. Dass sie mich besser verstehen würde. Als sie sich setzte, sagte ich deshalb: „Ist nicht ansteckend. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen."
Sie schaute mich bestürzt an. „Entschuldige ... Ich meinte das nicht ... ich wollte nur ..."

„Du brauchst dich nicht zu entschuldigen“, unterbrach ich sie. „Ich bin es gewohnt, angestarrt zu werden.“
„Du kannst mir glauben, du bist nicht der einzige, der solche blöden Erfahrungen gemacht hat.“ Annie lächelte. Aber es war kein glückliches Lächeln.
„Wer denn noch?“, fragte ich neugierig.
„Ich“, antwortete Annie und richtete den Blick auf ihr Wasserglas, als wollte sie mir nicht in die Augen schauen.
„Du?“, fragte ich befremdet. „Sorry, aber das kann ich mir echt nicht vorstellen. Du siehst echt voll zufrieden aus ...“
Sie blickte wieder auf und schaute mich an. Ich konnte ihren Blick nicht recht entschlüsseln. Auf jeden Fall war es kein zufriedener Blick.
„Guck dir meine Flügel an!“, sagte Annie.
„Okay“, sagte ich. „Ich gucke. Und hab immer noch keine Ahnung, was du meinst.“ Ich kam wirklich nicht drauf, was mit ihren Flügeln los sein könnte.
„Sie sind schwach“, sagte Annie. „Und klein. Gar nicht wie sonst bei Emscherfeen.“ Sie stockte und fuhr dann fort: „Ich rede da normalerweise nicht drüber. Erst recht nicht mit Leuten, die ich nicht kenne. Aber bei dir habe ich das Gefühl, dass du mich echt verstehen kannst ...“
„Das kann ich“, bestätigte ich. „Aber Annie ... ein kleines bisschen kennst du mich ja jetzt auch schon ...“

## 20 Tate

*Ali Ranf*

„Hey, Tate! Tate!“
Tate blickt auf. Durch das Menschengewühl sieht er Jacob auf sich zukommen.
„Hey, Tate“, sagt Jacob noch einmal, als er bei Tate angekommen ist. Annie beachtet er gar nicht. „Gut, dass ich dich hier treffe! Hast du vielleicht ein paar Minuten für mich?“ Er lächelt.
„Ich weiß nicht …“ Fragend blickt Tate Annie an. Er findet es unhöflich, sie hier stehenzulassen. Und schade. Denn er mag Annie schon jetzt.
„Schon okay“, sagt Annie. „Wenn du magst, tauschen wir Holofonnummern aus und quatschen ein anderes Mal weiter.“
Während die beiden Nummern austauschen, scheint Jacob sich nervös umzublicken. Oder bildet Tate sich das nur ein? Annie scheint sich auch über Jacob zu wundern. Sie mustert ihn skeptisch. Dann verabschiedet sie sich von Tate und verschwindet im Gewühl.
„Wollen wir vielleicht da vorn in der Ecke sprechen?“, fragt Jacob. „Da sind wir ungestört.“
„Ja, natürlich“, entgegnet Tate.
Erst als sie in der Ecke angekommen sind, beginnt Jacob wieder zu sprechen.
„Ich habe am Medikament weitergeforscht“, sagt er.
„Es ist jetzt so weit, dass wir probieren könnten, ob es deine Lähmung heilt.“

Tate blickt ihn ungläubig an.
„Es könnte deine Gesundheit so sehr fördern, dass du den Rollstuhl nicht mehr brauchst“, erklärt Jacob.
„Aber Lukas hat gesagt, ihr habt die Forschungen eingestellt“, hakt Tate nach.
Jacob schweigt einen Moment. Dann sagt er: „Ich verstehe Lukas nicht. Ich weiß nicht, warum er dir deine Heilung verweigern will. Aber du bist alt genug, um selbst zu entscheiden, was du willst.“
Tate sagt kein Wort. Er ist verwirrt, wütend und enttäuscht.
„Ich muss darüber nachdenken“, sagt er schließlich.
„Komm einfach in mein Labor, falls du dich dafür entscheidest, das Medikament zu testen“, gibt Jacob ihm noch mit auf den Weg.
Tate hinterlässt Lukas eine Nachricht auf dem Holofon, dass er nach Hause gefahren ist. Er braucht Zeit.

## 21 Scoop

*Bogdan Panchenko*

Ich kann es immer noch nicht fassen, dass mir dieser Typ einen Strich durch die Rechnung gemacht hat, als ich Nock gerade erledigen wollte. Gegen Brandverletzungen hätten die turanischen Selbstheilungskräfte keine Chance gehabt. Ich hätte nach Hause fliegen und von Nocks hinterhältigem Trick erzählen können: Den eigenen Vater töten und es dann mir in die Schuhe schieben wollen! Stattdessen bin

ich jetzt wieder auf der Flucht vor Nock. Als dieser seltsame Typ mit Pfeil und Bogen aufgetaucht ist, um Nock zu helfen, habe ich mich gleich aus dem Staub gemacht und mich in diesen unterirdischen Schacht verzogen. Ein großes U stand am Eingang. Ich hätte gern nachgeschlagen, wofür das steht, aber durch den Kampf ist die Lexikonfunktion meiner Brille offenbar beschädigt worden.
Jetzt fahren Kugeln in den Tunnel ein. Sie öffnen sich und Menschen steigen aus und ein. Ich steige auch schnell in eine der Kugeln und lege meine Hand an die Wand. Sie fühlt sich seltsam elastisch an. Flexiglas, denke ich anerkennend. Das Zeug, über das dieser Professor Doktor Pottgießer gesprochen hat. Was hinter dem Glas wohl in der Dunkelheit lauert? Ich denk besser nicht drüber nach.
Stattdessen wandern meine Gedanken zurück zu dem, was da vorhin beim Kampf mit Nock passiert ist. Ich kann es mir immer noch nicht so richtig erklären. Wer war dieser Typ, der Nock geholfen hat, überhaupt? Kann es sein, dass er ein Agent der Spitzohren war? Ob es Nock schon gelungen ist, Hilfe von Turan anzufordern? Aber der Typ hatte keine spitzen Ohren. Und er konnte Brandverletzungen heilen – so was kann, soweit ich weiß, keiner auf Turan. Trotzdem, ich befürchte das Schlimmste. Auch wenn ich für den Moment entkommen bin.
An der nächsten Station steige ich aus der Flexiglaskugel aus und gelange wieder ans Tageslicht. Ich schaue mich um. *Kennedyplatz* steht auf einem Schild. Immerhin, die Übersetzungsfunktion der Brille scheint noch zu funktionieren.

Um den Platz herum überall Gebäude. Menschen gehen ein und aus. Diese Menschen sind aber auch echt komisch. Manche starren mich blöd an. Andere lachen über mich. „Scharfe Brille“, höre ich jemanden sagen. Und dann kommt einer auf mich zu und fragt, ob er ein Selfie mit mir machen darf.
„Selfie? Was soll das sein?“, frage ich und ärgere mich wieder über die defekte Brille.
Der Typ lacht, als hätte ich einen guten Witz gemacht.
„Na ein Foto von uns beiden, das ich selbst mit meinem Holofon mache.“
Holofone immerhin kenne ich schon von Annie. Aber ein Foto?
„Okay“, hake ich deshalb nach. „Aber was bitte ist ein Foto?“
Jetzt kriegt der Typ sich kaum noch ein vor Lachen.
„Ein Bild“, erklärt er zwischen Lachschüben. „Ein digitales Abbild von einem Objekt.“
„Na schön“, sage ich.
Der Typ stellt sich neben mich und tippt auf sein Holofon. Ein Bild von ihm und mir erscheint. Okay, verstanden. Das also ist ein Foto ...
Immer mehr Menschen kommen an und wollen ein Selfie mit mir. Die meisten sind fröhlich und höflich. Sie freuen sich echt über diese Selfies. Und ich staune immer mehr darüber, wie megapraktisch diese Holofone sind, die alle hier dabei haben. Man kann damit nämlich nicht nur Fotos machen, sondern auch mit anderen sprechen. Diese Annie hat mir ja auch eine Nummer gegeben, mit der ich sie per Holofon erreichen kann.

Schön und gut. Aber zurück zum eigentlichen Problem: Nock! Ich fürchte, dieses Problem wird sich nicht allzu leicht lösen lassen. Wenn dieser Typ vorhin wirklich ein Anhänger Nocks war, dann will ich nicht wissen, wie viele von denen noch hier rumlaufen. Ich brauche auch Verstärkung! Aber ich kenne hier ja niemanden. Bis auf diese Annie. Vielleicht sollte ich mir auch mal eins dieser faszinierenden Holofone besorgen und Annie kontaktieren? Ich suche nach einem Gebäude, in dem ich so ein Ding vielleicht erwerben könnte. Während ich mich umschaue, stoße ich aber auf ein neues Problem: Die Menschen tauschen alles, was sie haben wollen, gegen Geld ein. Wie soll ich an ein Holofon kommen, wenn ich kein Erdengeld habe? Aber, Mann, alle haben so ein Ding! Vielleicht kriegt man Holofone ja umsonst und muss dafür gar nicht bezahlen? Ja, das muss es sein! Als ich in einem Gebäude ein großes Regal voller Holofone entdecke, stecke ich eins ein. Ich verlasse den Laden, ohne dass jemand mich aufhält. Na also, wusste ich es doch: Die Dinger sind umsonst!
Ich befestige das Holofon am Handgelenk und aktiviere es. Sofort erscheint ein Hologramm. Eine rosafarbene Katze, die sich „Hello Kitty“ nennt, fragt, was ich möchte.
„Annie anrufen“, sage ich.
„Bitte geben sie die Nummer ein“, fordert die Katze mich auf. Ich diktiere die Nummer, ein Geräusch ertönt, dann Annies Stimme: „Hallo?“
„Hallo Annie“, sage ich. „Hier ist Scoop.“

## 22 Amalia

*Svenja Buttler*

Endlich hörte ich Schritte auf dem Gehsteig. Das war bestimmt Annie. Ich öffnete die Haustür, um Annie zu fragen, wo sie so spät noch herkam. Doch sie war nicht alleine. Neben ihr stand ein Typ, der dem, den ich heute in der Nähe der Zeche getroffen hatte, verdammt ähnlich sah. Zumindest trug er die gleiche bescheuerte Brille.
„Mama! Ich dachte, du schläfst schon", sagte Annie und ich konnte ihr ansehen, wie ertappt sie sich fühlte.
„Ich hab mir Sorgen gemacht, Annie. Hast du mal auf die Uhr geguckt?", fragte ich und fügte vorwurfsvoll hinzu: „Und wieso bringst du einen Außerirdischen mit?"
„Hä?", entgegnete Annie entsetzt. „Woher weißt du, dass er ein Außerirdischer ist?"
„Mensch, Annie!" Ich verdrehte die Augen. „Ich bin doch nicht blöd. Ich erkenne doch diese komische außerirdische Brille." Warum sollte ich zugegeben, dass auch ich heute einen Außerirdischen getroffen hatte? „Aber wieso bringst du diesen Typen mit?", fragte ich sie in dem Wissen, dass sie sehr wohl spüren konnte, dass mir dieser Besuch alles andere als recht war.
Doch das schien Annie egal zu sein. „Er hat kein Zuhause und braucht eine Unterkunft", gab sie pampig zurück. „Und außerdem: Wo ist dein Problem? Er ist doch kein Mensch. Du hast doch nur ein Problem mit Menschen."
Mit diesen Worten zog sie den Außerirdischen mit in ihr

Zimmer und knallte die Tür hinter sich zu.
„Noch nicht mal vernünftig vorstellen kannst du ihn mir!“, rief ich ihr hinterher, ging wütend in mein Schlafzimmer und knallte die Tür noch lauter zu.

## 23 Tate

*Zalmai Ahmadzai*

Ich war so wütend auf meinen Opa! Immer wieder musste ich daran denken, was Jacob mir über das Medikament erzählt hatte. Dass ich damit wieder laufen und mein Leben genießen könnte.
Ich saß zu Hause im Rollstuhl und grübelte. Die Zeit verging nur langsam. Warum wollte Lukas nicht, dass ich wieder laufen konnte?, fragte ich mich immer wieder. Warum hatte er behauptet, dass das Medikament ein Misserfolg sei? Obwohl ich doch sein einziges Enkelkind war.
Ich schaltete das Flexiglasfenster auf Display um. Ich wollte einen Film schauen oder etwas spielen, um mich abzulenken. Aber schnell merkte ich, dass ich weder auf einen Film noch auf ein Computerspiel Lust hatte. Immer wieder aktivierte und deaktivierte ich das Display. Ich blickte durch die Flexiglasscheibe nach draußen, um zu sehen, ob Opa endlich kam. Aber ich sah ihn nicht. An unserem Haus floss die Emscher vorbei. Immer wenn ich Ruhe suchte, schaute ich auf den Fluss. Und tatsächlich klappte es auch dieses Mal. Ganz tief war ich in Gedanken versunken, als mein Opa

endlich die Tür aufschloss. Er kam zu mir ins Wohnzimmer. Müde sah er aus. Aber ich konnte kein Mitleid mit ihm haben. Noch ehe er mich auch nur begrüßen konnte, schrie ich: „Wieso hast du mich über *Vitam Aeternam* angelogen? Wie kannst du so was machen?“ Vor Wut und Verzweiflung begann ich zu weinen.
Lukas sah mich traurig an.
„Du willst nicht, dass ich wieder laufen kann!“, schrie ich.
„Du willst, dass ich für immer im Rollstuhl sitze!“
„Tate“, sagte er leise. „So einfach ist das nicht. Wir wissen noch zu wenig über die Wirkung des Medikaments. Und ich will nicht, dass dir etwas Schlimmes passiert.“
„Was sollte mir denn Schlimmes passieren?“, rief ich.
„Dass ich wieder laufen kann vielleicht?“
„Jacob hätte dir das alles gar nicht erzählen dürfen“, entgegnete Opa.
„Ach nein?“, sagte ich wütend. „Hätte er mich anlügen sollen ... so wie du?“
Lukas schwieg. Er schaltete das Flexiglas-Display um, um die Nachrichten zu schauen. Das machte mich noch wütender und nervöser.
„Du schweigst“, sagte ich. „Du hast also keine Antwort. Dann ist das, was Jacob gesagt hat, wohl wahr!“
„Tate“, sagte Opa müde. „Du bist mir sehr wichtig. Wichtiger als alles andere. Du weißt, dass ich außer dir keinen mehr auf der Welt habe, der mir so wichtig ist wie du. Und wenn ich dich angelogen haben, dann nur, weil es das Beste für dich ist. Jacob hatte kein Recht, sich einzumischen.“

„Warum sollte es das Beste für mich sein?“, fragte ich.
„Es ist nicht leicht zu erklären, Tate“, sagte Lukas.
„Bitte lass uns morgen drüber sprechen. Ich bin todmüde. Der Tag war lang …“
„Du bist todmüde?“ Ich weinte. „Dann frag mich mal, was ich bin. Du weißt nicht, wie ich lebe. Wenn ich mir andere anschaue, die alles selber machen können, die nicht dauernd auf Hilfe angewiesen sind …“
„Tate …“, setzte Lukas an. Aber ich hatte genug gehört für heute. Immer noch weinend verließ ich das Wohnzimmer.

## 24 Lukas

*Habib Ahmed Yildiz*

Am nächsten Morgen schien die Sonne. Aber in mir war es so dunkel wie die grausame Nacht. Jacob, dachte ich, mit dir habe ich ein Wörtchen zu reden. Ich machte mich auf den Weg zur Zeche Carl, wo Jacob sein Labor hatte. Schnell, ehe Tate aufwachte.
Ich war nicht mehr in seinem Labor gewesen, seitdem wir die Diskussion über Tate gehabt hatten. Ich war dafür, die Forschung einzustellen. Aber Jacob wollte unbedingt weitermachen.
Schon auf dem Hof rief ich wütend: „Jacob! Jacob, bist du da?“ Jacob steckte seinen Kopf zum Fenster raus und schrie zurück: „Ja, Mann! Was ist los, du alter Knacker? Was schreist du so?“

„Alter Knacker?“, schrie ich. „Ha, aber selber …“
Mit Schwung riss ich die Tür zur Zeche auf und betrat das Gebäude. Ich durchquerte den Lichthof und stieg die Treppe hoch, die zum Flur führte, an dem Jacobs Labor lag. Jacob empfing mich schon in der Tür. Er schien meine Wut noch gar nicht bemerkt zu haben. „Mein alter Freund, was führt dich her?“
Zornig entgegnete ich: „Kannst du dir nicht denken, warum ich hier bin? Und Freund? Von wegen! Jedenfalls nicht nach dem, was ich gehört habe.“
Jacob lächelte künstlich. „Na, was hast du denn gehört? Erzähl schon!“
„Von deinem Gespräch mit Tate“, sagte ich. „Du weißt doch genau, dass ich dagegen bin, dass Tate das Medikament ausprobiert. Wir haben doch darüber gesprochen! Und dann gehst du einfach hin und bringst ihn auf dumme Ideen.“
„Du hättest ihn ja nicht anlügen müssen“, antwortete Jacob. „Er hat ein Recht, selbst zu entscheiden!“
Ich hielt es nicht länger aus. Ich wusste: Wenn ich auch nur eine Minute länger diesen Mist anhören würde, den Jacob da von sich gab, konnte ich für nichts mehr garantieren. Dann würde ich ihm eine reinhauen wie damals vor vielen Jahren auf Nikkis Poetry-Slam.
„Lass ja die Finger von Tate“, schrie ich deshalb nur noch. „Sonst kannst du was erleben!“ Dann rauschte ich aus dem Labor.

## 25 Tate

*Melina Pfister*

Als ich in der Zeche Carl ankam, fühlte ich mich schon viel besser. Was auch immer Jacob mir gleich sagen würde, es lag in meiner Hand, ob ich das Medikament nahm oder nicht. Ich würde nicht bloß hilflos zusehen, wie das Schicksal über mein Leben entschied.
Mit dem Flexiglasaufzug fuhr ich nach oben. Jacob war nicht im Labor. Ich blickte mich um. Es war lange her, seit ich das letzte Mal hier gewesen war. Wie damals fielen mir auch jetzt wieder die schlichten weißen Wände auf. Mitten im Raum standen Flexiglaskäfige, die damals noch nicht dort gestanden hatten. In den Käfigen saßen Affen. Ob es Versuchstiere waren? Sie taten mir leid. Es war sicher nicht schön, den ganzen Tag in so einem Käfig zu hocken. Noch weniger schön als in einem Rollstuhl ...
„Tate!" Jacob betrat den Raum. „Was führt dich her?"
„Ich komme wegen des Medikaments", sagte ich.
„Ich wollte dich nach möglichen Nebenwirkungen fragen."
„Ach ... da kann eigentlich gar nichts Schlimmes passieren", sagte Jacob, während er zum Schrank ging und mehrere Päckchen daraus hervorholte. Er reichte sie mir. Die Affen, die vorher nur leise vor sich hin gebrabbelt hatten, wurden lauter. „Sieh dir diese Affen an", fuhr Jacob fort und deutete auf die Käfige. „Sie haben *Vitam Aeternam* verabreicht bekommen und sind kerngesund."
„Keine Nebenwirkungen also", sagte ich, als einer der beiden

Affen plötzlich umfiel und reglos liegenblieb. „Kerngesund?“, fragte ich Jacob. „Oder ist der Affe da vielleicht gerade an deinem Medikament gestorben?“
Jacob wurde blass. Er trat an den Käfig heran, öffnete die Flexiglastür und fühlte den Puls des Affen. „Halb so wild“, sagte er dann. „Ganz normal. Sie fallen manchmal während der Zellerneuerung in eine Art Starre. Eine natürliche Reaktion des Körpers. Das geht gleich vorbei.“ Er deutete auf die Päckchen, die ich immer noch in Händen hielt. „Ein Beutel pro Tag“, sagte er. „In Wasser auflösen und trinken. Überleg es dir. Aber falls du dich dazu entscheidest, es zu nehmen, sag mir Bescheid. Dann solltest du vorsichtshalber regelmäßig zu mir kommen, damit ich einige Tests durchführen kann.“
Ich betrachtete eins der Päckchen. *Vitam Aeternam* stand darauf. Neben dem Namen war eine rote liegende Acht zu sehen, das Zeichen für Unendlichkeit.
„Danke, Jacob“, sagte ich und verabschiedete mich.
Als ich zu Hause ankam, war Lukas nicht da. Nur das Fotoalbum, das auf dem Wohnzimmertisch lag, verriet, dass er in der Zwischenzeit dagewesen sein musste. Ich versteckte die Beutel, die Jacob mir gegeben hatte in meiner Schublade. Ganz tief unten zwischen den Socken.

## 26 Tate

*Melina Pfister und Dustin Heye*

Gelangweilt zappte ich durch die Fernsehkanäle und starrte frustriert auf das Flexiglasdisplay. Nur Schrott im Fernsehen. Plötzlich riss jemand ruckartig meine Zimmertür auf. Lukas stürmte herein. Ehe ich auch nur den Mund aufmachen konnte, um irgendwas zu sagen, hielt er mir die Tütchen unter die Nase. Gekennzeichnet mit einer roten liegenden Acht.
„Woher hast du die?", fuhr Lukas mich an und baute sich vor mir auf. „Von Jacob? Wie lange nimmst du das Zeug schon?"
Perplex starrte ich meinen Großvater an. Ich hatte ihn selten so aufgebracht gesehen.
„Ich nehme das Medikament noch gar nicht ...", wehrte ich mich stockend. „Jacob hat mich bloß darüber informiert und ich hab ein paar Tütchen mitgenommen, um ... na ja ... um die Möglichkeit zu haben, es zu probieren ..."
„Hat Jacob dich auch über die Nebenwirkungen informiert, Tate?", fuhr Lukas aufgebracht fort. „Glaub mir, die sind nicht ohne!"
„Versuchst du mir schon wieder Angst zu machen", gab ich zurück. „Jacob hat gesagt, es gibt keine Nebenwirkungen. Aber wie hast du die Tütchen überhaupt gefunden? Wühlst du in meinen Sachen rum, oder was?"
„Ich brauchte Socken", antwortete Lukas verlegen. „Meine waren alle in der Wäsche. Da wollte ich mir schnell welche von dir ausleihen und ..."
„Und da konntest du mich nicht fragen, ehe du an meine

Sachen gehst?“, motzte ich ihn an.
„Tut mir leid“, sagte er, nur um dann wieder aufzubrausen: „Und du gehst einfach zu Jacob und lässt dir *Vitam Aeternam* geben, ohne *mich* zu fragen? Von wegen keine Nebenwirkungen!“
„Was sollen das denn bitte für Nebenwirkungen sein?“, fragte ich. „Was kann denn schon schlimmer sein, als an den Rollstuhl gefesselt zu sein?“
Lukas ließ sich auf seinen Sessel sinken und saß nun auf Augenhöhe mit mir. Er holte tief Luft und erklärte dann ruhig: „*Vitam Aeternam* beruht auf dem Prinzip der ständigen Zellerneuerung. Teil des Medikaments ist zugleich ein Gegenserum, das notwenig ist, um die Zellen an einem zu extremen Wachstum zu hindern. Das Problem ist, dass dieses Gegenserum noch nicht ausreichend getestet wurde. Es ist unklar, unter welchen Bedingungen es wirkt und unter welchen nicht. Wenn es nicht richtig wirkt, kann die Einnahme von *Vitam Aeternam* zu inneren Blutungen führen, verbunden mit starken Schmerzen, Übelkeit und Konzentrationsproblemen. Zu Lähmungen. Und im schlimmsten Fall zum Tod. Wenn bei jemandem das Gegenserum nicht anschlägt, haben wir auch schon nach einmaliger Einnahme gegebenenfalls keine Möglichkeit mehr, das Zellwachstum zu stoppen. Dann ist der Betreffende dem Tod geweiht.“ Lukas machte eine Pause und fuhr dann fort: „Deshalb ist es gut, dass du noch nichts von dem Zeug eingenommen hast. Ich verstehe nicht, wie Jacob so verantwortungslos sein konnte …“
Ja, dachte ich. Wie konnte er nur? Was hatte er bloß getan?

Lukas schaute mich an, als erwarte er eine Reaktion von mir. Aber ich hatte wirklich keine Ahnung, was ich sagen sollte.
„Wir sollten das Medikament zu Jacob zurückbringen und ihn zur Rede stellen, Tate", sagte Lukas. „Ihm muss klar werden, dass sein Handeln Konsequenzen hat und ..."
„Opa", unterbrach ich ihn. „Sorry, aber ich hab dafür gerade echt keinen Nerv", murmelte ich und setzte mich Richtung Zimmertür in Bewegung.
„Tate", hörte ich Lukas noch sagen. „Es bringt doch nichts, wenn wir ihn so davonkommen lassen! Du kannst doch nicht vor der Verantwortung davonlaufen!"
Ohne mich umzublicken rief ich: „Ich laufe nicht davon, Opa. Ich rolle davon!"
Ich knallte die Tür hinter mir zu und begab mich ins Badezimmer.
Dort angekommen schloss ich die Tür ab, damit Lukas mich nicht stören konnte.
Es ging mir überhaupt nicht gut. Schwindel, Übelkeit ... Das waren also die ersten Anzeichen dafür, dass das Medikament bei mir schlimme Nebenwirkungen hervorrufen würde?
Ich brauchte dringend Hilfe. Lukas wollte ich nicht bitten. Er hatte mich gewarnt. Und ich hatte ihn angelogen und behauptet, ich hätte das Medikament noch nicht ausprobiert ... Jacob wollte ich auch nicht anrufen. Wenn der mir echt nicht die Wahrheit gesagt hatte ...
Annie! Ich würde Annie anrufen! Anstatt mich zu verurteilen würde sie verstehen, warum ich das Medikament probiert hatte.

Schnell aktivierte ich Annies Nummer in meinem Holofon. Warteschleifenmusik. Einen furchtbar langen Augenblick, dachte ich, Annie würde nicht drangehen. Dann meldete sie sich: „Hallo, Tate, was gibt's?"
„Annie", sagte ich. „Entschuldige, wenn ich dich störe, aber ... ich wusste nicht, wen ich sonst anrufen sollte."
„Was ist denn los, Tate?", fragte sie besorgt. „Erzähl schon!"
„Mir geht es nicht so gut", sagte ich. „Und ich glaube, es liegt an dem Medikament, das ich genommen habe ..."
„Was für ein Medikament?", fragte Annie
„Es heißt *Vitam Aeternam*", erklärte ich. „Das bedeutet so viel wie ewiges Leben. Aber in meinem Fall könnte es nicht ewiges Leben, sondern den Tod bedeuten. Weil ich vielleicht zu den Menschen gehöre, bei denen das Medikament nicht wirkt."
„Tate!", sagte Annie erschrocken und klang dann nachdenklich. „*Vitam Aeternam* ... der Name kommt mir bekannt vor ... Ja, ich glaube, meine Freundin Lucy hat mir davon erzählt! Aber das ist doch noch gar nicht auf dem Markt, oder?"
„Nein", sagte ich leise. „Aber mein Opa hat mitgeholfen, es zu entwickeln. Und über seinen Freund und Forscherkollegen habe ich mir das Medikament besorgen können. Mein Opa wusste nichts davon. Er wird stinksauer sein, wenn er erfährt, dass ich es genommen habe. Denn er hat versucht, mich vor den Nebenwirkungen zu warnen ... Kannst du mir helfen, Annie?"
Einen Moment war es still. Dann sagte Annie: „Ich habe zumindest eine Idee. Bist du zu Hause?"

„Ja“, sagte ich.
„Dann bleib da. Ich muss kurz jemanden anrufen, und dann bin ich so schnell ich kann bei dir.“
Ich wollte mich bedanken, aber Annie hatte schon aufgelegt.
„Tate“, rief Lukas jetzt aus dem Flur. „Ich fahre noch mal zur Uni. Okay?“
„Okay!“, rief ich. Das passte ja perfekt. So konnte Lukas gar nicht erst misstrauisch werden, wenn Annie hier plötzlich auftauchte ...

Das Warten auf Annie schien eine Ewigkeit zu dauern. Der Schwindel und die Übelkeit nahmen zu. Oder bildete ich mir das in meiner Angst nur ein?
Endlich klingelte es. Ich öffnete und Annie stand mit einer zierlichen dunkelhaarigen Frau in der Tür – offenbar eine Fee. Sie kam mir irgendwie bekannt vor ...
„Hallo, Tate“, sagte sie und streckte mir die Hand hin. „Ich bin Lucy. Vielleicht erinnerst du dich noch an mich. Wir sind uns mal begegnet, weil ich mit deinem Opa und Jacob an *Vitam Aeternam* geforscht habe.“
„Ja, stimmt“, sagte ich und erinnerte mich nun wirklich wieder.
„Ist Lukas da?“, fragte Lucy.
„Nein.“ Ich schüttelte den Kopf. „Er ist arbeiten.“
Lucy und Annie folgten mir in mein Zimmer.
„Annie hat gesagt, du hast Nebenwirkungen durch die Einnahme?“, fragte Lucy.
Ich nickte. „Übelkeit und Schwindel.“

In dem Moment klingelte Annies Holofon. „Sorry“, entschuldigte sie sich und verschwand im Flur.
Lucy begann mich zu untersuchen. Wenig später war Annie wieder im Zimmer. „Ich muss leider gehen. Victor ist ziemlich sauer auf mich, weil ich ihn vorhin versetzt habe ... Ist das okay, Tate?“
Ich nickte. Mit Lucy, die auch mit am Medikament geforscht hatte, fühlte ich mich sicher. Sie schien sich auszukennen. Und mir war auch wieder eingefallen, warum sie überhaupt an der Entwicklung des Medikaments beteiligt war: Lukas hatte mir erzählt, dass diese Fee eine Heilerin war. Und dass sie ihn früher mehrfach geheilt hatte. Und einmal auch Jacob ... Wer würde mir also besser helfen können als diese Lucy?

## 27 Lucy

*Weronika Kapala*

„Mach dir mal keine Sorgen wegen der Nebenwirkungen“, sagte Lucy schließlich, nachdem sie Tate gründlich untersucht hatte. „Du bildest dir das wahrscheinlich nur ein oder hast eine kleine Magenverstimmung. Leg dich erstmal ins Bett, ruh dich aus und bald wird es dir besser gehen.“
„Danke.“ Tate sah erleichtert aus. „Danke, für deine Unterstützung.“
Lucy fühlte sich schlecht. Aber was blieb ihr gerade anderes übrig? Sie würde dringend nachdenken müssen, wie sie mit dieser Situation umging. Vor allem muss ich hier erstmal

weg, ehe Lukas nach Hause kommt, dachte Lucy. Der würde ihr niemals glauben, dass sie hier einfach nur zu Besuch war. Lucy wusste, wie schlecht sie darin war, andere anzulügen. Vor allem jemanden wie Lukas, der Ehrlichkeit verdient hatte.
„Ich gehe jetzt", sagte sie laut. „Aber wenn du wieder Hilfe brauchst oder es dir doch weiterhin nicht gut geht, sag Bescheid."
Tate lächelte. „Das mach ich. Danke noch mal, Lucy!"
Lucy verließ Tates Zimmer mit schlechtem Gewissen. Aber ich hätte es ihm doch kaum sagen können, dachte sie. Wieso gerate ich immer wieder in solche Situationen? Als genügte es nicht, dass sie Amalia zuliebe seit so vielen Jahren Annie nicht die Wahrheit sagte. Aber das hier war fast schlimmer. Tate, der Arme, hatte das Medikament genommen, um wieder gesund zu werden. Er hatte ein lebenswertes Leben führen wollen. Vielleicht sogar ein ewiges Leben. Doch nun blieben ihm nur noch wenige Monate. In was hatten Lukas und Jacob den Jungen da nur verstrickt?
„Was machst du denn hier?", hörte Lucy Lukas' Stimme.
Oh nein! Lucy hatte so sehr gehofft, dieses Zusammentreffen vorerst zu vermeiden.
„Ähm ... ich", stammelte sie, „ich ... war nur kurz bei Tate."
„Was ist denn passiert?", fragte Lukas besorgt. „Ist er krank?"
„Ja ... nein", antwortete Lucy.
„Sag schon", forderte Lukas. „Ich finde es sowieso raus."
„Ja, okay. Ich kann dich sowieso nicht anlügen", sagte Lucy kleinlaut. „Tate ... Tate hat *Vitam Aeternam* ..."
„Ich weiß", knurrte Lukas. „Jacob hat es ihm gegeben.

Gegen meinen Willen. Aber Tate war vernünftig genug, es nicht zu nehmen."
„Doch", stieß Lucy hervor. „Er hat es genommen, Lukas! Und es zeigen sich bereits die ersten Nebenwirkungen. Das Gegenserum schlägt nicht an."
„Nebenwirkungen?" Lukas wurde kreidebleich. „Welche?"
„Im Moment nur Schwindel und Übelkeit, aber ..." Lucy wusste, sie musste den Satz beenden. So schwer er ihr auch über die Lippen kam. „... er hat nur noch wenige Monate zu leben, Lukas."

## 28 Amalia

*Svenja Buttler*

Als ich mittags gerade das Essen für mich und Annie vorbereiten wollte, klingelte es an der Tür. Ich schlich in den Flur und schaute misstrauisch durch den Spion. Ich erwartete keinen Besuch.
Reinhardt stand vor der Tür.
Hä? Moment! Reinhardt? Den hatte ich doch nicht mehr zu Gesicht bekommen, seit er sich damals, nur wenig eher als ich, in einen Stein verwandelt hatte.
Verwirrt öffnete ich die Tür. „Reinhardt? Bis du das? Ich dachte, du chillst immer noch als Stein irgendwo in der Emscher herum", rief ich erstaunt und winkte ihn rein.
Reinhardt trat in den Flur. „Nein ... also ... ja, bis vor zwei Tagen war ich da noch. Dann bin ich durch irgendeine

Erschütterung aufgewacht und habe Lucy getroffen und ..."
„Schön dich zu sehen, alter Kampfgefährte!", unterbrach ich ihn. „Ich selbst bin auch erst 2015 aufgewacht – zunächst nur für eine Weile. Ich blieb dann doch lieber noch ein paar Jahre ein Stein, ehe ich mich dazu entschieden habe, dauerhaft zurückzukehren. Komm, wir trinken ein Glas Emscherwasser auf unser Wiedersehen!"
Reinhardt folgte mir in die Küche. Während ich uns Emscherwasser einschenkte, fragte ich: „Wie hast du mich denn überhaupt gefunden?"
„Lucy wusste, wo du wohnst", beantwortete Reinhardt meine Frage. „Aber Amalia, es gibt einen wichtigen Grund, warum ich hier bin."
„Dann erzähl doch mal!", sagte ich neugierig.
Es folgte ein kurzer Moment der Stille. Dann holte Reinhardt tief Luft und sagte: „Ich habe gestern ein paar Affen aufgegabelt, die in der Zeche Carl waren, auf der Suche nach anderen Affen ..."
„Seit wann leben dort Affen?", wunderte ich mich.
„Und wieso erzählst du mir das?"
„Heilige Mutter Maria!", entgegnete er angespannt. „Lass mich doch mal aussprechen! Stell dir vor, ich habe in der alten Zeche so etwas wie ein Tierversuchslabor gefunden. Ich habe die Affen befreit und sie zurück in ihre Biokuppel gebracht, wo sie nun hoffentlich in Sicherheit sind. Und ..."
Zeche Carl? Versuchslabor? Ich spürte, wie die Wut in mir hochkochte. Jetzt wusste ich Bescheid. „Jacob, dieser elendige Scheißkerl!", platzte es aus mir heraus.

Reinhardt schaute mich mit großen Augen an und wusste offenbar nicht, was abging. Aber darauf konnte ich jetzt keine Rücksicht nehmen.
„Diesem Arschloch mach ich die Hölle so heiß, dass er nicht mehr weiß, wo vorne und hinten ist!“, schrie ich und sprang auf.
„Amalia, beruhig dich!“, sagte Reinhardt und versuchte mich festzuhalten.
„Nein! Ich kann mich nicht beruhigen! Wenn ich mit dem fertig bin, ist er nur noch ein kleiner Winzling. Ich geh jetzt zu ihm und dann kann der was erleben!“
Ich schnappte mir meine Armbrust, die für alle Fälle immer griffbereit im Garderobenschrank stand, und stürmte los. Reinhardt blieb mir dicht auf den Fersen.

## 29 Lucy

*Moutasm Alunis*

Lucy zitterte. Sie war voller Angst, was passieren würde, wenn Reinhardt Amalia von Jacobs Experimenten erzählte. Ob Amalia sofort zur Zeche Carl aufbrechen würde, um Jacob zur Rede zu stellen? Vielleicht sollte Lucy sich besser auch dorthin auf den Weg machen, um das Schlimmste zu vermeiden! Sie wollte gehen, und gleichzeitig wollte sie nicht gehen, weil sie ihrer Freundin doch eigentlich vertrauen sollte, dass sie erwachsen genug war und Jacob nichts Schlimmes antun würde. Aber wenn man wütend war, wusste man oft

nicht, was man tat. Und Amalia war einmal sehr wütend auf Jacob gewesen. Was, wenn diese Wut wieder hochkochte? Lucy zögerte. Endlich entschied sie, dass sie doch besser gehen sollte. Vielleicht würde sie zwischen Jacob und ihrer Freundin vermitteln können, ehe der Streit eskalierte.
Sie zog Straßenkleidung an, und dann machte sie sich auf den Weg zur Zeche Carl. Sie beeilte sich sehr, und als sie ankam, war sie erschöpft und ihr Herz schlug schnell.
Da hörte sie eine laute Stimme aus dem offen stehenden Fenster des Labors. Das war Amalias Stimme! Lucys Befürchtungen waren also begründet gewesen. Ihre Angst wurde noch größer. So wie Amalias Stimme klang, würde dort oben gleich etwas Schlimmes geschehen.
Schnell betrat Lucy die Zeche Carl und eilte durch den Lichthof in den Flur und die Treppe hinauf. Vor dem Labor sah sie Jacob, Amalia und Reinhardt stehen. Amalia schien mit Jacob zu streiten.

## 30 Amalia

*Svenja Buttler*

Diesem elendigen alten Sack mach ich das Leben zur Hölle, dachte ich und stürmte die Treppe zu Jacobs Labor hinauf. Schon unten im Flur war mir der Geruch von Chemikalien in die Nase gestiegen. Je näher ich dem Labor kam, umso schlimmer wurde es. Die Treppe kam mir furchtbar lang vor. Ich lief so schnell, dass Reinhardt, der offenbar immer noch

hoffte, mich zurückhalten zu können, kaum hinterherkam. Als wir in den Flur traten, der unmittelbar zum Labor führte, hörte ich Jacob sprechen. Niemand antwortete ihm. Sprach der etwa mit sich selbst? Na ja, bei seinem Alter kein Wunder. Ich war zwar an Jahren viel älter, aber nur *sein* Körper und *sein* Geist alterten. Ich blieb jung.
Ich stieß die Tür zum Labor mit solcher Wucht auf, dass sie gegen die Wand knallte. Jacob drehte sich erschrocken um, und ich sah noch, wie sein Holofon im Ärmel verschwand – offenbar doch kein Selbstgespräch.
„Du kleines Arschloch!", schrie ich ihn an „Was denkst du dir dabei, hier immer weiter deine Experimente zu machen?"
„Amalia!", rief Jacob verwundert. Dann schien er sich wieder zu fangen. „Was willst du hier? Und wieso machst du so einen Aufstand? Was geht es dich an, was ich mache? Hat dich das in den letzten Jahren etwa jemals interessiert? Nein! Du hast dich doch von mir getrennt und wolltest nichts mehr von mir wissen. Da kann ich doch wohl machen, was ich will, ohne dass du mir reinredest!"
Einen Moment war ich überrascht. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass Jacob mit solcher Wut reagieren würde. Wut und ... war das etwa Schmerz, den ich in seinen Augen las, als er von unserer Trennung sprach? Quatsch, Amalia, wies ich mich selbst zurecht. Ich durfte mich nicht aus der Fassung bringen lassen!
„Nein!", schrie ich nun stattdessen. „Du kannst nicht einfach machen, was du willst! Nicht, wenn du damit andere Leben gefährdest!"

Er schaute mich mit großen Augen an. Ich kochte innerlich vor Wut und konnte dem Drang nicht länger widerstehen. Ich griff meine Armbrust und richtete sie auf ihn.
„Amalia? Was soll das?“, rief Reinhardt aus. Den hatte ich ja fast vergessen. Und offensichtlich kapierte er nichts.
„Sei still, Reinhardt! Ich muss das hier zu Ende bringen“, fauchte ich ihn wütend an.
„Amalia! Stopp!“, rief jemand von hinten. Und im nächsten Augenblick stand auch schon Lucy vor mir. „Nimm die Armbrust runter! Du bist keine Kriegerin mehr.“
„Er hat es aber nicht anders verdient“, fauchte ich, meinen Tunnelblick auf Jacob gerichtet.
„Willst du das wirklich?“, fragte Lucy. „Willst du wirklich wieder zu dem kriegerischen und hartherzigen Wesen werden, das du einmal warst?“
Sie war so leicht durchschaubar. Sie wollte mich provozieren, um mich irgendwie davon abzubringen, Jacob zu töten. Aber so leicht ließ ich mich nicht verwirren. Ich hielt den Blick weiter stur auf Jacob gerichtet.
„Amalia!“, fuhr Lucy fort, „willst du ins Gefängnis wandern? Für ihn dein Leben zerstören?“
„Halt doch mal die Klappe, Lucy!“, kreischte ich genervt, fuhr herum und zielte mit der Armbrust nun auf sie.
„Misch dich da nicht ein!“, schrie ich sie an.
Lucy schreckte zurück, und ich richtete die Armbrust wieder auf Jacob.
Ich spannte den Bolzen und wollte gerade abdrücken, um Jacobs Leben ein Ende zu setzen ... da sprang Lucy mir

direkt vor die Armbrust und schrie: „Verdammt, Amalia! Jetzt nimm die Scheißarmbrust runter! Das macht doch alles keinen Sinn! Willst du Jacob wirklich umbringen? Den Vater deiner Tochter?“
„Tochter?“, fragte Jacob verwirrt. Er stand wie angewurzelt da und starrte Lucy an.
Lucy blickte erschrocken zu mir.
Ich konnte nicht glauben, was Lucy da gesagt hatte.
„Bist du eigentlich komplett geistesgestört? Was fällt dir eigentlich ein?“, rief ich.
„Was mir einfällt?“, verteidigte Lucy sich. „Ich will bloß nicht, dass du dein Leben kaputtmachst. Du wolltest gerade den Vater deiner Tochter töten. Eigentlich sollte ich dich fragen, ob *du* komplett geistesgestört bist.“
Aus den Augenwinkeln nahm ich wahr, dass Reinhardt zu Boden gesunken war. Eine Ohnmacht ... War wohl alles etwas zu viel auf einmal für den Armen. Aber darum konnte ich mich nun wirklich nicht kümmern. Erst einmal musste ich Lucy den Marsch blasen.

## 31 Annie

*Svenja Buttler*

Victor, Tate und ich hatten nicht viel gesprochen auf dem Weg zur Zeche Carl.
„Das Labor von Jacob ist im ersten Stock“, erklärte Tate. „Wir müssen den Aufzug nehmen.“

Mit dem Flexiglasaufzug fuhren wir nach oben. Kaum hatten wir den Aufzug wieder verlassen, hörten wir lautes Geschrei. Aber ... die Stimmen kannte ich doch! Das waren meine Mutter und Lucy! Was suchten die hier?
„Da vorne", Tate deutete auf eine offen stehende Tür am Ende des Ganges. „Das ist Jacobs Labor."
Ich trat in den Türrahmen und ... tatsächlich! Ich sah meine Mutter und Lucy, die so in einen Streit vertieft waren, dass sie mich nicht einmal wahrnahmen. Mitten im Labor stand der Typ vom Kongress! Der Typ, dessen Neid ich während des Vortrags von Professor Pottgießer hatte spüren können. War das dieser Jacob? Wahrscheinlich. Der Typ stand wie angewurzelt da und starrte ins Leere. Ein anderer Mann, offenbar ein Elf, lag ohnmächtig auf dem Boden.
Das war alles seltsam genug, aber im Moment interessierte mich nur eines: Was machten Lucy und meine Mutter hier? Warum stritten sie sich? Warum war meine Mutter, ich konnte es deutlich spüren, so wütend und verletzt? Und warum fühlte Lucy sich so schuldig? Ihr Gefühlschaos brach mit aller Gewalt über mich herein.
Meine Mutter schrie Lucy gerade an: „Halt dich aus dieser Angelegenheit raus! Die ganze Geschichte geht dich gar nichts an!"
„Und ob sie mich was angeht!", widersprach Lucy.
Ich war verwirrt. Was war das für eine Geschichte, aus der Lucy sich raushalten sollte? Es reichte mir. Bevor die beiden noch richtig aufeinander losgehen würden, wollte ich dazwischen gehen.

„Mama! Lucy! Hört auf euch zu streiten“, rief ich.
Erschrocken starrten mich beide Frauen an.
„Annie, was machst du denn hier?“, fragte Mama mich.
„Das gleiche könnte ich dich fragen“, entgegnete ich.
Jetzt mischte sich Lucy ein: „Ich ... ich forsche doch an diesem Medikament ... gemeinsam mit Jacob“, sie zeigte auf den Typen, der immer noch verwirrt in der Mitte des Labors stand. „Und ... da hat deine Mama mich gesucht und ... und mich hier gefunden.“
„Und wieso streitet ihr?“, fragte ich Lucy.
„Deine Mutter und ich hatten ... nur eine kleine Meinungsverschiedenheit, Annie. So wie das eben manchmal unter Freunden so ist“, sagte Lucy.
„Ach so, eine *kleine* Meinungsverschiedenheit. Und da schreit ihr euch gleich so an. Aber gut ... wenn es nur eine kleine Meinungsverschiedenheit ist, könnt ihr mir ja sagen, worum es geht.“
„Nein!“, sagten Lucy und meine Mutter gleichzeitig.
Immerhin in einem Punkt schienen sie sich einig zu sein.
„Das sind Dinge, die dich nichts angehen, mein Kind“, ergänzte meine Mutter.
„Also war es doch was Größeres?“, fragte ich und verschränkte die Arme vor der Brust.
„Nein, Annie“, sagte Lucy.
„Aber ich spür doch, dass das mehr ist als nur eine kleine Meinungsverschiedenheit! Wollt ihr mich für dumm verkaufen?“, fragte ich wütend.
„Manchmal ist es einfach so, dass deine Mama und ich nicht

derselben Meinung sind“, versuchte Lucy sich rauszureden, „Aber das bedeutet nicht, dass wir uns streiten oder so was. Wir diskutieren bloß. Was bei Emscherfeen eben auch mal etwas lauter sein kann. Das weißt du doch.“
„Ihr könnt mir trotzdem nicht erzählen, dass ihr nur diskutiert“, entgegnete ich. „Ich spüre doch eure Gefühle. Mama ist total sauer und verletzt. Und du fühlst dich total schuldig. Ich möchte einfach wissen warum!“
Die beiden schauten sich stumm an. Sie wollten mir offensichtlich keine Antwort geben.
Ehe ich noch etwas sagen konnte, sah ich, wie Professor Pottgießer in den Raum gestürmt kam.

## 32 Annie

*Svenja Buttler*

Tate wird sterben? Nein, dachte ich. Das war doch Quatsch! Lucy hatte ihn schließlich untersucht und festgestellt, dass ihm nichts fehlte!
Ich hatte auch gar keine Zeit, weiter über diese Frage nachzudenken. Denn als Lukas und Tate den Raum verlassen hatten, drehte sich dieser Jacob zu mir und meiner Mutter um. Er sah ziemlich mitgenommen aus und ich spürte seine Anspannung.
„Okay. Jetzt können wir reden“, sagte er zu meiner Mutter.
Mama drehte sich zu mir. „Annie, du kannst dann jetzt gehen. Das ist eine Sache zwischen mir und Jacob.“ Ihr Ton war

sehr ruhig. Das erstaunte mich, weil sie sonst immer so temperamentvoll war. Und es machte mich verdammt misstrauisch.
„Nein, Mama!“, sagte ich deshalb wütend. „Ich werde nicht gehen. Ich will wissen, was du mit diesem Mann zu tun hast. Ich will wissen, warum ich seine Gefühle so stark spüren und nicht blockieren kann. Das bist du mir schuldig!“
„Okay, mein Schatz“, sagte sie in einem Ton, der wohl beruhigend klingen sollte. „Ich ... wir werden dir deine Frage ehrlich beantworten. Du willst also wissen, wer dieser Mann ist ...“
Ich nickte.
„Ich bin Dr. Jacob Bräuer“, sagte Jacob und reichte mir die Hand.
„Er ist mein Exfreund“, fügte meine Mutter hinzu. „Wir waren mal eine ganze Zeit zusammen, bis ich mich von ihm getrennt habe.“
Exfreund? Aber er ist doch ein Mensch, schoss es mir durch den Kopf.
„Und wieso hast du dich von ihm getrennt?“, wollte ich wissen.
Bei dieser Frage spürte ich eine Welle der Traurigkeit, die von Jacob ausging. Wieder konnte ich sie nicht blockieren.
„Weil ...“ Meine Mutter zögerte. Auch sie war traurig. Ich ahnte plötzlich, dass dieser Jacob vielleicht einer der Gründe war, warum Mutter Menschen immer noch hasste. Er musste irgendetwas getan haben, das sie enttäuscht hatte.

Ich hätte gern Mutters Gefühle blockiert, um mich besser zu konzentrieren, aber bei Familienmitgliedern ging das nicht und ... Oh, verdammt! Schlagartig begriff ich. Schlagartig hatte ich die Antwort auf meine Frage. „Er ... er ... du bist mein Vater!“, sagte ich schockiert.
„Ja“, antwortete meine Mutter. Und ich fühlte, wie erleichtert sie plötzlich war. „Das ist wahr, Annie. Und das ist auch der Grund, warum ich mich von Jacob ... also ... von deinem Vater getrennt habe. Ich hatte Angst, dass er dich, das erste Mischwesen, das erste Wesen, das sowohl menschliche Gene als auch Feengene in sich trägt, als Forschungsobjekt benutzen würde.“
Jacob starrte sie erschüttert an. „Deshalb hast du dich ...? Nun ... ich ... ich kann es dir nicht verdenken ...“ Jetzt schaute er mich traurig an und fuhr leise fort: „Ich war damals ziemlich auf meine Forschung fixiert. Manchmal konnte ich nicht mehr trennen zwischen der Forschung und meiner Beziehung. Vielleicht habe ich tatsächlich auch deine Mutter manchmal eher als Forschungsobjekt angesehen. Ich war ein Vollidiot!“
Mittlerweile liefen mir Tränen über die Wangen. „Aber warum hast du mir immer gesagt, dass mein Vater an einer schlimmen Krankheit gestorben sei?“, fragte ich und schaute meine Mutter an.
„Ich ... ich wollte dich doch nur schützen. Ich wollte dich vor einem Leben als Forschungsobjekt schützen“, erklärte meine Mutter und wollte mich umarmen.
Doch ich wich ihrer Umarmung aus.

„Annie. Kannst du mich nicht ein weinig verstehen?“, fragte meine Mutter in ungewohnt sanftem Ton.
Ich drehte mich weg. Sie hatte mich belogen ...
Dann sagte Jacob: „Annie. Bitte sei nicht sauer auf deine Mutter. Sondern auf mich. Wenn hier jemand Fehler gemacht hat, dann bin das ich. Deine Mutter wollte dich nur vor mir beschützen. Was ich heute verstehen kann. Ich war besessen von meiner Forschung ... Und jetzt habe ich das Leben eines Jungen aufs Spiel gesetzt, der wie ein Enkel für mich ist. Was hätte ich mit dir angestellt in meinem Wahn? Deine Mutter hatte recht, dich vor mir zu beschützen ... Es war besser für dich, keinen Vater zu haben, als einen wie mich. Also, bitte, verzeih ihr!“
Ich drehte mich wieder um. Sah zu Jacob. Ich konnte spüren, wie sehr ihm alles leidtat. Wie sehr er alles, was passiert war, bereute. Dann blickte ich meine Mutter an. Ich konnte ihre Angst fühlen. Ihre Angst, mich verloren zu haben.
Ich ging auf sie zu und nahm sie in den Arm. „So schnell verlierst du mich nicht“, flüsterte ich. Auch Amalia weinte jetzt. Wir hielten uns eine ganze Weile im Arm. Als wir uns wieder losließen, stand Jacob verlegen neben dem Tisch.
„Setzt euch doch“, sagte er. „Ich würde gern meine Tochter kennenlernen.“

## 33 Amalia

*Hila Pourmardani*

Das grüne Licht des Scanners bewegt sich über meine Augen, aber die Tür meines Fleximobils geht nicht auf. Drei Mal muss ich es versuchen, bevor der Augenscanner mich erkennt. Das ist in den vergangenen Tagen öfter passiert. Ich glaube, der Scanner ist der einzige, der die Tränen in meinen Augen sieht. Wer hätte gedacht, dass ich, Amalia, eines Tages meine Tränen unterdrücken müsste! Seitdem Annie sich entschieden hat, Lukas' Enkel Blut zu spenden, mache ich mir Sorgen um sie. Die Idee ist vielversprechend: Ihr einzigartiges Blut, eine Mischung aus Menschenblut und dem Blut von Feen und Elfen, könnte Tates Leben retten. Aber ich mache mir schreckliche Sorgen, ob Annie die täglichen Blutspenden verkraftet.
Ich fahre los. Im Fleximobil neben meinem sehe ich eine Frau mit ihrer vielleicht sechsjährigen Tochter. Das Mädchen hat die Grünen Pocken. Meine kleine Annie war auch sechs, als sie die Grünen Pocken bekam. Es war eine warme Nacht, und Annie kam zu mir und sagte: „Mama, ich hab so ein Gefühl, das ich gar nicht kenne. Ich möchte mich am liebsten die ganze Zeit kratzen." Da habe ich sie umarmt und ihr erklärt, dass in ihrem Alter jedes Kind dieses Jucken bekomme, und dass der Arzt ihr helfen werde.
Am Blue Star Markt, wo Annie immer einkaufen geht, halte ich an. Heute nehme ich einen von den ganz großen Notiz-Robotern. So einen, wie Annie immer will. Heute

nehme ich alles, was Annie mag. In der Gemüseabteilung entdecke ich Hybrid-Paprika, das einzige Gemüse, das Annie gern isst. Ich sage: „Zehn Hybrid-Paprika“, und der Roboter notiert das. Nachdem ich dreimal durch den ganzen Laden gegangen bin, hat der Roboter immer noch nicht mehr als diese Hybrid- Paprika notiert.
Mein Holofon klingelt und reißt mich aus meinen Gedanken. Ich hebe meine Hand, sehe Scoop und sage: „Hallo ...“
„A-Am-Amalia?“, sagt Scoop.
„Ja, ich bin’s, Scoop. Was ist los?
„Äh ... Annie ... Annie ist im Elisabeth-Krankenhaus.“
„Was?! Warum? Ist was Schlimmes passiert?“
„Die Blutspende hat sie so sehr geschwächt, dass sie zusammengebrochen ist“, erklärt Scoop.“
Ich sage nichts ... und hoffe, dass ich falsch verstanden habe oder dass es nur ein Traum ist. Mein Gott, Annie! Sie ist alles, was ich habe, mein Grund zum Weiterleben. Wenn sie nicht mehr da wäre ... Aber was denke ich denn da?! Annie wird immer da sein! Sie ist und bleibt Mamas kleine Twitty mit einem riesengroßen Herzen. Ich bin mir sicher: So wie sie Tate hilft, wird auch sie sich wieder erholen.
„Ich bin gleich da, Scoop!“, sage ich und lege auf.
Noch bevor ich den schnellen Ortswechsel machen kann, wird mir etwas bewusst: Ich muss jetzt etwas für meine kleine Twitty tun, damit sie sich besser fühlt. Auch wenn es mir nicht leicht fällt. Victor!
Ja, Victor ist der einzige, der Annie glücklich machen kann. Ich hebe meine Hand, halte das Holofon vor mein

Gesicht und rufe Victor an. Ich lasse ihn gar nicht zu Wort kommen, sage ihm nur, dass er auf meine Tochter aufpassen muss, die im Elisabeth-Krankenhaus liegt und ihn braucht. Und bevor er irgendetwas erwidern kann, beende ich das Gespräch.
Jetzt kann ich meine Tränen nicht mehr zurückhalten.
Ich lasse den Notiz-Roboter mitten im Blue Star Markt stehen und laufe raus zu meinem Fleximobil. Wieder dieser Scheißscanner, der meine Augen nicht erkennt! Habe ich den Scanner gerade angeschrien? Was mache ich hier überhaupt? Schließlich bin ich eine Fee und brauche das Fleximobil überhaupt nicht!
Ich mache den schnellen Ortswechsel, und im nächsten Moment bin ich im Krankenhaus.

# Inhalt


Zum Geleit .....5
Vorwort.....9
1 Jacob – *Anna Leonie Becker*.....11
2 Lukas – *Weronika Kapala* .....14
3 Lukas – *Ali Ranf*.....17
4 Victor – *Megi Demce* .....18
5 Annie – *Megi Demce*.....21
6 Scoop – *Philip Bata und Serdar Büyülzgezirci*.....26
7 Scoop – *Yousif Arsalan, Munir Kamali und Julia Radacz*.....27
8 Nock – *Philip Bata und Serdar Büyülzgezirci*.....29
9 Reinhardt – *Andrit Hashani* .....30
10 Reinhardt und Lucy – *Raika Raihani* .....32
11 Annie – *Julia Radacz* .....35
12 Victor – *Anna Leonie Becker* .....37
13 Reinhardt – *Leon Schuster*.....38
14 Annie – *Sathurya Tavayogarajah*.....42
15 Amalia – *Svenja Buttler* .....45
16 Jacob – *Dustin Heye*.....46
17 Scoop – *Danyal Kartal und Abdallaah Benodi*.....49
18 Annie – *Oliwia Lichwa*.....53
19 Tate – *Wiktoria Niedzwiecka* ....55
20 Tate – *Ali Ranf*.....58
21 Scoop – *Bogdan Panchenko*.....59
22 Amalia – *Svenja Buttler* .....63
23 Tate – *Zalmai Ahmadzai* .....64
24 Lukas – *Habib Ahmed Yildiz* ....66
25 Tate – *Melina Pfister*.....68
26 Tate – *Melina Pfister und Dustin Heye*.....70
27 Lucy – *Weronika Kapala*.....75
28 Amalia – *Svenja Buttler* .....77
29 Lucy – *Moutasm Alunis* .....79
30 Amalia – *Svenja Buttler* .....80
31 Annie – *Svenja Buttler*.....83
32 Annie – *Svenja Buttler*.....86
33 Amalia – *Hila Pourmardani*.....##

*Ein Storybord half bei der Konstruktion der Handlung.*

*Nach der Gruppendiskussion: konzentriert weiterschreiben.*

*Zusammen schreibt man weniger allein!*

*Gemeinsam schreiben heißt: zuhören und diskutieren.*

Herausgeber: Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e.V.
Im Rahmen des Programms „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

Fotos: Frank Vinken
Umschlaggestaltung: Claudia Lichtenberg
Redaktion: Jürgen Jankofsky
Layout und Satz: Heike Lichtenberg

Weitere Informationen über die „Autorenpatenschaften“ über:
www.boedecker-buendnisse.de

Alle Altersangaben beziehen sich auf die Entstehungszeit der Arbeiten.

2016
© mdv Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)
www.mitteldeutscherverkag.de

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-95462-742-4

Printed in the EU